

Diotima: La festa è qui – Das Fest ist hier

<http://www.bzw-weiterdenken.de/2013/12/diotima-la-festa-e-qui-das-fest-ist-hier/>

Von [Dorothee Markert](#)



Im neuen Diotima-Buch fand ich wichtige Gedanken, die ich auf bzw-weiterdenken als neue Serie zur Verfügung und zur Diskussion stellen möchte. In der zusammenfassenden Übersetzung gehe ich natürlich schwerpunktmäßig auf das ein, was mir neu und spannend erscheint, anderes erwähne ich nur kurz. Es könnte sein, dass LeserInnen aber gerade das nur kurz Erwähnte ausführlicher gebraucht hätten und dass durch das Zusammenfassen manches auch nicht mehr verständlich herüberkommt. Deshalb bitte ich, in den Kommentaren ruhig auch Fragen dazu zu stellen, dann kann ich manches nachträglich noch breiter ausführen.

Einleitung von Chiara Zamboni

Für Chiara Zamboni ist der Titel des Buches “Das Fest ist hier” wie das Einladungsplakat zu einem Fest, bei dem die Diotima-Frauen die Freude an ihren Entdeckungen und Erfindungen teilen wollen. Auch andere sind in den letzten Jahren aus der Isolation der Passivität herausgetreten und haben Bewegungen initiiert, in denen nicht zufällig viele Frauen aktiv sind: Der arabische Frühling, Occupy Wall Street, der 15. Mai in Spanien, Studentenbewegungen an den Universitäten. Von einigen dieser Bewegungen, die in mancher Hinsicht einen Fest-Charakter hatten, wird in diesem Buch erzählt. Gleichzeitig geht es auch um die Wut, die dazu geführt hat, endlich „nein“ zu sagen. Und um Bestrebungen, solche Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht zu vermeiden, die als Vorwand dienen könnten, dass diese sich verhärtet und Angst und Schrecken verbreitet.

In den Texten dieses Buches wird ein gemeinsames Bemühen deutlich, nach neuen Wegen zu suchen, um auszuweichen, den Ort zu wechseln und so die Logik der Macht zu untergraben. Es geht darum, nicht in Fallen zu tappen und sich auch nicht in die Erhaltung toter Dinge verwickeln zu lassen. Denn es ist ja offensichtlich, dass die alten politischen und wirtschaftlichen Institutionen sich selbst überlebt und ihre symbolische Kraft verloren haben, weshalb versucht wird, durch immer neue und immer einengendere Regelungen gegenzusteuern, die aber die Probleme nicht lösen und nur Leid für die Menschen bedeuten, die ihnen unterworfen sind.

Die Einladung der Diotima-Frauen zu ihrem Fest erscheint zu einem Zeitpunkt, an dem viele Menschen unter dem Verlust von Möglichkeiten und unter materieller Verarmung leiden. Die Autorinnen meinen jedoch, dass bei einem Fest das im Mittelpunkt steht, was als gut erlebt wird und was man genießen kann, auch wenn es vieles gibt, was einem fehlt. „Es (das Fest) ruft nicht nur dazu auf, das zu teilen, was jede und jeder an Bestem in sich hat, sondern sorgt dafür, dass dieses zur Verfügung gestellte Gute im Austausch wächst. Das ist es, was die Freude hervorbringt. Und diese breitet sich vorher durch die Erwartung aus und hinterher durch die Erinnerung, wodurch sie sich mit der Praxis des täglichen Lebens vermischt“ (S. 2).

Dieser Satz von Chiara Zamboni bringt sehr gut auf den Punkt, was viele TeilnehmerInnen der [Denkumenta](#) im Sommer 2013 erlebt haben. Es war ein Fest, bei dem sehr viele ihr Bestes eingebracht haben. Und dieses „Beste“ wurde trotz der großen Unterschiedlichkeit der Teilnehmenden wohlwollend aufgenommen und wertgeschätzt, wodurch wir einen Vorgeschmack davon bekamen, wie fruchtbar selbstverständlich gelebt und wertgeschätzte Differenz sein kann. Spürbar war die Vorfriede und spürbar war auch, wie sich die Freude an diesem Fest hinterher in unterschiedlichen Kontexten weiter ausgebreitet hat.

Das Buch *Das Fest ist hier* ist aus der Praxis der Philosophinnengemeinschaft Diotima entstanden, jedes Jahr im Herbst an der Universität von Verona eine Vortragsreihe mit Diskussion anzubieten, das sogenannte „Große Seminar“. Bei der Vorbereitung bildete sich das Thema des Buches heraus und wurde in mehreren Treffen weiter erforscht. Das Buch ist also mehr als eine Ansammlung von Texten unterschiedlicher Autorinnen, auch wenn jeweils Einzelne ihren persönlichen Denkfaden darin weitergesponnen haben, denn die vorherigen Reflexionen und auch die Diskussionen im Seminar gingen in die Texte ein.

Einige der Autorinnen konzentrierten sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf die Frage, was ein Fest eigentlich ist, und brachten ihre Ergebnisse ins Gespräch mit drängenden Problemen unserer Epoche. Dabei half ihnen ihre Aufmerksamkeit für die weibliche Differenz, „die Möglichkeiten wahrzunehmen, in denen die Präsenz sich gestaltet: die Beziehungen als grundlegender Maßstab im Leben; die weibliche Freiheit als unvorhergesehenes und unvorhersehbares Element, das die menschliche Geschichte prägt; das Aufgerufensein – besonders in dieser Zeit – sich zu zeigen, sich anderen auszusetzen, von sich, dem eigenen Weg und den Gründen zu sprechen, warum er eingeschlagen wurde, und darüber, wie er sich mit den Wegen anderer verbindet“ (S. 2). Ein festliches Klima entsteht, wenn wir diese Elemente in ihrer Lebendigkeit wahrnehmen, gerade auch im Kontrast zum gleichzeitig vorhandenen Mangel und Niedergang.

Beim Sprung auf der Stelle merken wir, dass das Fest hier ist

Diotima: Das Fest ist hier

Diana Sartori kenne ich als diejenige der Diotima-Philosophinnen, die immer sehr gründlich den Implikationen des jeweiligen Themas nachgeht und dabei eine Fülle von Literatur mit einbringt, auch englischsprachige. Durch ihren „barocken“ Sprachstil voller Assoziationen und ihren ungeheuer reichen Wortschatz ist es eine ziemliche Herausforderung, ihre Texte zu übersetzen. Meistens muss man sich durch viel Text hindurcharbeiten, um zu ihren Ideen vorzustoßen und schließlich auch die Überschriften ihrer Texte zu verstehen, doch es lohnt sich. In dem im Folgenden zusammengefassten ersten Kapitel von *Das Fest ist hier* habe ich jedenfalls einige neue hilfreiche und faszinierende Gedanken gefunden. Eine besondere

Stärke von Diana Sartori ist das Finden oder Erfinden von neuen Denkbildern, die zum Weiterdenken anregen, wie hier der „Sprung auf der Stelle“.

Es war auch Diana Sartori, die den Titel des Buches vorgeschlagen hat. Aus den Gesprächen bei der Vorbereitung des „Großen Seminars“ hörte sie die altbekannte Klage heraus, was hier und jetzt geschehe, sei alles so unerfreulich, das Wichtige passiere immer anderswo. Dazu fiel ihr das Bild von Aschenputtel ein, die nicht zum Ball eingeladen wird, sowie die Figur der Penia (Mangel) aus dem *Symposion* von Platon. Das Bild von Frauen als Ausgeschlossene erinnert mich an ein Diotima-Buch von 2002 mit dem Titel *Approfittare dell'assenza*, „Vom Ausgeschlossensein profitieren“. Und ähnlich wie in diesem Buch argumentiert wird, nämlich die Vorteile der eigenen Situation zu erkennen und zu nutzen, schreibt Sartori hier, besser als das Warten auf eine gute Fee oder einen erlösenden Prinzen wirke die Magie der Worte „Das Fest ist hier“.

In mehrfacher Hinsicht sind Frauen vom „Fest“ ausgeschlossen, vom Fest als Ort des Genusses, dem Ort, an dem die wichtigen Dinge geschehen, dem Ort der Macht. Ein Fest ist erstens eine außerordentliche Zeit, eine freie Zeit, vielleicht auch eine göttliche Zeit, die auf einen größeren Zusammenhang verweist. Solche Festtage markieren oft das Ende eines Zyklus, der dann wieder von vorn beginnt, wobei sich an diesem Tag die Ordnung umkehrt, um dann – gefestigter – wieder neu anzufangen, ganz deutlich ist das beim Karneval, aber auch beim Sonntag und den Festen am Jahresende. Diese Feste sind funktional und komplementär zum normalen Alltag. Frauen sind insofern davon ausgeschlossen, als die Haus- und Familienarbeit keine wirkliche Auszeit kennt, oft bedeuten diese Feste für Frauen sogar eine Menge Mehrarbeit.

Als Fest kann zweitens eine Zeit der Erneuerung, des Wandels, der Revolution bezeichnet werden, auch diese Zeiten kehren zyklisch wieder, denn politische Veränderungen durch Revolutionen verlaufen immer so, dass „Väter“ von den „Söhnen“ getötet bzw. entmachtet werden, die dann wieder zu neuen Gründungsvätern werden, die wiederum irgendwann gestürzt werden müssen. Von solchen „Festen“ waren Frauen historisch weitgehend ausgeschlossen, was nicht heißt, dass sie nicht unterstützend gewirkt haben und unter den jeweiligen Folgen zu leiden hatten.

Bei Festen wird drittens die bestehende, die „gute“ Ordnung gefeiert. Frauen sind dort meistens dienend, schmückend oder direkt als Lustobjekte anwesend, sie sind nicht Subjekte, sondern Objekte des Festes und erleben dabei oft Traurigkeit und Entfremdung. Diese Aussage von Sartori hat mich an viele frühere gesellige Situationen erinnert, bei denen ich mich schlecht fühlte, weil es mir in einem Kontext, in dem Frauen zu Objekten gemacht wurden, wenn auch nur auf ganz subtile, „witzige“ Weise, einfach nicht gelang, mich zu amüsieren. Dass Frauen an solchen Festen teilnehmen wollen, ist für Sartori schwer zu verstehen, denn es sei eindeutig ein Fest der Anderen, ihrer Art zu feiern, ihres Genusses, ihrer Macht, ihrer Regeneration und Neubegründung von Zeit und Ordnung: „Für eine Frau gibt es nichts groß zu feiern bei dieser Art von Fest, die sich eigentlich als Fest eines Geschlechts bezeichnen müsste“ (S. 8).

Seit der Moderne wuchs das Bedürfnis der Frauen, das Recht zu bekommen, am „Fest“ der Anderen teilzunehmen, was das nie abzuschließende Projekt der Emanzipation in Gang setzte. Die Teilnahme an den „Festen“ der Männer wurde ja vielfach erreicht, doch wie sieht es mit dem Vorhaben aus, sich bei ihren Festen zu vergnügen? Diese Frage ist wichtig, denn bevor ich sagen kann, „das Fest ist hier“, muss ich erkennen, dass das Fest für mich nicht „dort“ ist.

Der Einschnitt des Feminismus ist für Sartori der Bruch mit dem Unternehmen Emanzipation. Die Frauen schufen sich ein ganz anderes Fest. Dass solche „anderen Feste“ für Frauen noch nie ungefährlich waren, zeigt die Geschichte der Hexenverfolgung, wo in den Augen der Macht aus einem Fest der Frauen schnell ein Hexensabbat werden konnte. Mit dem „Fest“ des Feminismus kam etwas Neues in die Welt, das es so noch nie gegeben hat.

In einem längeren Abschnitt geht Sartori nun auf die lange Geschichte ein, das Neue zu denken. Sie kritisiert die zeitgenössischen Philosophen, die über dieses Thema geschrieben haben, wegen ihrer totalen Blindheit gegenüber dem Ereignis des Feminismus und verweist schließlich auf Hannah Arendts Ansatz der Gebürtigkeit, auf Hélène Cixous' *La Jeune Née* und auf Mary Dalys Beschreibung des Feminismus als „kreative Ontofanie“.



Foto: Dorothee Markert

Was aber soll das Bild des Auf-der-Stelle-Springens? Angeregt wurde Sartori dazu durch einen Kinderreim. Im Sprung sieht sie eine Figur der Diskontinuität und des damit verbundenen Risikos. Springen müssen wir, wenn es keinen Durchgang oder keine Brücke gibt, wenn es nicht weiter geht, wenn der alte Weg endet, wenn wir vor einer Leere stehen, wenn Vermittlungen fehlen, wenn es nicht mehr möglich ist, einfach weiterzumachen, wenn wir uns wirklich ändern. Um zu springen, brauchen wir Vertrauen, denn es gibt keine Garantien und Sicherheitsnetze, wir müssen uns entscheiden zu springen, die Augen schließen und uns in den Sprung hineinstürzen. Um springen zu können, muss das Bewusstsein ein wenig ausgeschaltet werden, manchmal merkt man erst hinterher, dass man gesprungen ist.

Springen gehört zur Ordnung des Unmöglichen. Solange wir in der Falle sitzen, sehen wir nur die Unmöglichkeit, aus ihr herauszukommen. Ein Sprung ist nötig, und hinterher erkennen wir, dass er möglich war. So ging es auch den Frauen vor dem Feminismus, jede stand vor dem befreienden Sprung, doch jede musste ihn für sich tun. Es gibt einen blinden Fleck beim Springen, ebenso wie beim Ereignis des Neuen. Nur von einem Beobachtungspunkt jenseits des Sprungs kann das Ereignis, das Neue und das Alte betrachtet werden, was im Folgenden geschehen soll.

Das erste, was wir nach dem Sprung begreifen, ist, dass „es“ schon geschehen ist. Manchmal dauert das eine Weile, weil wir so lange auf eine Veränderung hingearbeitet und sie herbeigesehnt haben, dass wir gar nicht fassen können, dass sie wirklich eingetreten ist.

Als zweites erkennen wir, dass es, da es geschehen ist, möglich war. Der Sprung setzt also nachträglich die Bedingungen seiner Möglichkeit. Die vorausgehenden Bedingungen verursachten das Ereignis jedoch nicht, der Sprung war nötig. Unser Leben ist voll von solchen Erfahrungen, doch in unserem gemeinschaftlichen Bewusstsein, dem Symbolischen, kommen sie kaum vor. „Der Punkt ist, dass das Ereignis, der Sprung, zurückwirkt auf die

Vergangenheit, und es geht dabei nicht nur um Worte [...], die Realität verändert sich, die Dinge sind nicht mehr dieselben“ (S. 21). So können wir erst jetzt, nach dem feministischen Einschnitt, wahrnehmen, dass die weibliche Freiheit immer schon da war. Der Sprung verändert nämlich auch die Bedingungen der eigenen Unmöglichkeit. Was die Freiheit und den Sprung unmöglich zu machen schien, verliert im Rückblick das Zwingende und Unmöglichmachende. Denn: Es füllte nicht den ganzen Raum aus. Jene Ordnung, die etwas unmöglich machte, war im Rückblick keine Falle, sie war nicht alles. Ontologisch gesprochen ist jede Realität nicht alles, jenseits eines Sprungs ist das immer wieder erkennbar – vorher nicht.

Beispielsweise sprach Luisa Muraro in ihrem Text „Freudensprünge“ den Satz: „Das Patriarchat ist zu Ende“ und fügte später hinzu, jetzt sei der Zeitpunkt, an dem wir sagen könnten, das Patriarchat habe es nie gegeben. In den Diskussionen darüber konnte sie klarmachen, dass sie nicht die schlimmen Wirkungen des Patriarchats leugnen wollte, dass sie auch nicht leugnen wollte, dass das Patriarchat seit undenklichen Zeiten der Rahmen war, in den alle historischen, sozialen, kulturellen und materiellen Prozesse gefasst waren. Doch jetzt – nach dem Sprung in die Aussage „Das Patriarchat ist zu Ende“ – können wir sehen, dass es das Patriarchat in der Form nie gegeben hat, wie es sich gab, sich präsentierte, sich selbst darstellte – und auch nicht so, wie wir es wahrnahmen, erlitten und bekämpften. Denn: Es war nicht alles, es füllte nicht den ganzen Raum des Existierenden und Erlebten aus. Jetzt, jenseits des Sprungs, können wir das sehen. Wenn wir vom Tod des Patriarchats sprechen, erkennen wir, dass es wie jedes Ding in der Welt nicht die angenommene unsterbliche Universalität besitzt, die so tut, als umfasse sie die ganze Realität. Ein Sprung bewirkt eine symbolische Revolution, die das Bezugssystem verwandelt, in dem die vielfältigen Elemente einer Ordnung sich herausbilden und aufeinander beziehen. Was umfassend war, wird relativ, zu einer Tatsache unter anderen. Was zwingend war, wird kontingent, zufällig und veränderbar.

Sartori geht noch einen Schritt weiter und probiert diesen Gedanken auch an einem anderen Schreckensbild aus, das in Europa und der Welt umgeht, dem Kapitalismus. Auch hier will sie nicht leugnen, wie lebensbedrohlich er gerade jetzt wieder in seiner Krise für viele wird. Und doch wagt sie es auszusprechen: Wie beim Patriarchat, ja mehr noch als bei diesem, sei es stimmig zu sagen, dass es den Kapitalismus – so wie er uns lange erschien und uns vielleicht auch jetzt noch erscheint – nie gegeben habe. Denn der Kapitalismus hat sich nicht selbst errichtet, sondern wurde vom Patriarchat aufgebaut, das ihm die lebensspendende Kraft dafür gab. Der Kapitalismus stellt nur eine Phase im Patriarchat dar, die noch nicht einmal allzu lange dauert. Beim radikalen Neu-Denken der Ökonomie in feministischen Studien wird übereinstimmend im Kapitalismus eine partielle und sekundäre Dimension der Wirtschaft gesehen. Auch der Kapitalismus war noch nie alles. Er ist nach Polanyi kein stabiler Zustand, sondern ein unaufhörlicher Prozess von Ausbeutung und Privatisierung. Er kann nicht anders leben als parasitär und immer weiter das kolonisierend, was sich noch außerhalb seines Zugriffs befindet. Dies erleben wir gerade jetzt sehr stark im Care-Bereich. In den Büchern von J.K. Gibson-Graham *The end of Capitalism* und *A Postcapitalist Politics* hat Sartori eine wichtige Praxis entdeckt. Die Autorinnen schlagen vor, sich folgende Frage zu stellen: „Wie viel in meinem Leben wird wirklich vom Kapitalismus geordnet und geregelt? Und welche Teile sind es dagegen nicht und sind es auch nie gewesen?“

Bei jedem Schritt in unserem Leben sind wir eine lebendige Vermittlung der Ordnung, die behauptet, uns zu führen. „Und sie lenkt uns unseligerweise tatsächlich, wenn jede von uns an ihrem Platz bleibt oder wenn wir uns vorwärtsbringen wollen, indem wir auf Posten springen, wie ein großer Teil der Frauenpolitik es ja empfiehlt“ (S. 31). Dadurch verändere sich nichts, meint Sartori. „Stattdessen sollten wir bereit sein, auf der Stelle zu springen, hier. Während

wir das tun, merken wir, dass das Fest hier ist. [...] Doch es ist notwendig, ein Schild aufzustellen, denn wir können das Fest nicht allein zustande bringen“ (S. 31).

Die dritte Erkenntnis ist, dass wir uns nach einem Sprung in einem Anderswo befinden, das – in Wirklichkeit – der Ort ist, wo wir schon waren, aber doch anders. Hier wird nun das Bild vom Sprung auf der Stelle noch verständlicher. Mir fällt dazu das Bilderbuch von Janosch *Oh, wie schön ist Panama!* ein, in dem Tiger und Bär aufbrechen, um das wunderbare Land Panama zu finden. Nach einigen Begegnungen unterwegs kommen sie schließlich wieder in ihrem alten Zuhause an, doch das merken sie nicht, für sie ist es Panama, das Land ihrer Sehnsucht. Eine solche Erfahrung war für mich auch unsere Hochzeit, denn danach war für uns eigentlich nichts anders als vorher und doch war alles anders. Einige Paare haben mir diese Erfahrung sofort bestätigt. Zu heiraten ist auch eine Art Sprung: Wir geben ein Versprechen, das wir eigentlich unmöglich geben können.

Der geeignete Ort zum Springen ist immer da, wo wir sind. Wir müssen nicht woanders hingehen, um von dort aus zu springen. Es könnte sonst passieren, dass wir vor lauter Suchen nach dem richtigen Ausgangspunkt gar nicht mehr zum Springen kommen. Und wir brauchen auch keine große Basis dafür – der für einen Sprung benötigte Platz ist sehr klein.

Für Sartori ist der Sprung auf der Stelle auch als Gegenbild zum „Schritt nach vorn“, zum „Vorwärts“, wichtig. Wenn sich trotz vieler politischer Aktivitäten Unzufriedenheit und Frustration breit machen, sagt oft jemand „Wir müssen endlich einen Schritt weiter gehen“. Sartori denkt dann: „Ein Schritt vorwärts ist ein falscher Schritt“. Denn damit ist meistens gemeint, einen Schritt in Richtung Macht zu gehen oder etwas mit Gewalt zu erzwingen. Außerdem ist ein Schritt nach vorn ein Schritt weiter auf der Bahn der vorgesehenen und vorhersehbaren Logik. Und das ist wahrscheinlich die Logik, die uns gefangen hält und aus der wir nur durch einen Sprung heraus kommen

Ein Fest verändert das Bild einer Stadt: Gay Pride in Palermo

Von [Dorothee Markert](#)

Dies ist die Zusammenfassung des zweiten Kapitels des Diotima-Buchs „Das Fest ist hier“.

Maria Livia Alga bezeichnet ihren Text im Untertitel als ethnologische Untersuchung eines Festes. Sie beginnt mit Tagebuchauszügen von 2010, als sie einige Zeit nach dem ersten „Gay Pride“^[1] nach Palermo kommt und das Gefühl hat, ein wichtiges Fest verpasst zu haben. Ihre Freundinnen sprechen nur von diesem Fest, und überall in der Stadt sind noch Spuren davon zu sehen. Die Autorin fotografiert solche Überbleibsel in den Straßen, vor allem Plakate und Aufkleber. Dabei wird sie von einer Gruppe von Männern mittleren Alters beobachtet und rechnet damit, früher oder später von ihnen belästigt zu werden. Schließlich kommt einer der Männer auf sie zu und spricht sie an, sie interessiere sich ja wohl für den „Pride“. Er wolle ihr etwas zeigen. Er führt sie zu einem Geschäft für Hüte und sizilianische Mützen und fordert sie auf, eine kleine Mafioso-Figur zu fotografieren. Diese trägt eine Mütze mit dem Emblem des „Pride“, einem magentafarbenen Stern. Der Mann sagt dazu: „Hast du verstanden? Hier sind wir alle gay“^[2].

Die Autorin sieht in dieser überraschenden Erfahrung ein Beispiel dafür, dass ein Fest, wenn es wirklich subversiv ist, die Umgangsweisen bei Begegnungen zwischen Unbekannten im öffentlichen Raum verändern kann, die Art, wie miteinander gesprochen wird und wie Gefühle gezeigt werden. Alga hatte ihre Heimatstadt Palermo verlassen und war in den

Norden gezogen, weil sie sie mit ihrer Geschichte von Mord und Verbrechen, staatlicher Gewalt, Auswanderung, den Debatten über Abtreibung und Jungfräulichkeit bis hin zur Anti-Mafia-Bewegung als „verlorene Stadt“ erlebt hatte, als gewalttätig, isoliert und rückständig.

Jetzt ist sie zurückgekehrt, und das ist für sie auch schon ein Fest.

Auf einem Stadtplan zeichnet sie ein, wo sie das Pride-Emblem überall findet: Am Theater, in Schaufenstern, auf Helmen, Rucksäcken, Koffern, auf Fahrrädern ... und in Facebook-Profilen. Dass das Symbol sich so in der Stadt ausgebreitet hat, liegt daran, dass in Palermo aus dem erstmals gefeierten „Gay Pride“ ein „Pride“ geworden ist, denn die Kämpfe der Arbeiter um den Erhalt der Arbeitsplätze bei Fiat, Studentenrevolten, antirassistische Flüchtlings-Initiativen im Zusammenhang mit den Bootsflüchtlings nach Lampedusa und jährlich stattfindende Gedenkveranstaltungen für die Opfer der Mafia wurden in die Feierlichkeiten einbezogen. Beim ersten „Pride“ 2010 nahmen ca. 10.000 Menschen teil, 2011 waren es bereits doppelt so viele. Die emotionale Intensität bei den Teilnehmenden erinnert die Autorin an die Reaktionen der Bevölkerung auf die Mafia-Morde von 1992.

An den Vorbereitungen des nächsten „Pride“ beteiligt Alga sich intensiv. Sie beschreibt die Vorbereitungsarbeit hier unter der Fragestellung, was alles geschehen musste, dass aus der Erinnerung an ein Ereignis in New York 1969, die in viele andere Weltgegenden übertragen worden ist, das besondere Fest Palermos werden konnte. Aus der begeisterten Atmosphäre nach dem ersten Pride heraus schien es möglich zu sein, Palermo in eine Stadt zu verwandeln, die offen für Differenz ist.

Während die Autorin keinen Termin der Vorbereitungsgruppen versäumt, wird ihr zunehmend bewusst, dass „der Feminismus“ dort vollständig fehlt. Sie weiß, dass feministische Gruppen durch eine intensive Öffentlichkeitsarbeit seit 1993 – eine Art nicht-institutioneller Antimafia-Arbeit – wesentlich zu den atmosphärischen Veränderungen in der Stadt beigetragen haben. Und hier scheinen sie jetzt plötzlich gar keine Rolle mehr zu spielen. Nach intensiven Diskussionen erreicht sie, dass eine der Frauengruppen an einer Demonstration gegen Berlusconi teilnimmt, rot gekleidet. Doch während der Demonstration empfindet sie Traurigkeit und Frustration, erlebt also das, [was Diana Sartori über das „Ausgeschlossenein vom Fest“ schreibt](#). Ermutigt durch die Auseinandersetzung mit Gedanken aus dem Mailänder Frauenbuchladen und anderer Feministinnen übernimmt sie schließlich öffentlich im Vorbereitungsteam Verantwortung für die Gestaltung des „Pride“, „im Namen der lesbischen Subjektivität in Beziehung mit den feministischen Bewegungen und der queeren Gegenkultur“ (S. 39). Diese klare Stellungnahme verändert die Art, wie die Frauen dort präsent sind.

Als Text auf den Transparenten beim großen Umzug entscheiden sie sich für den Slogan „Palermo lesbicissima“ (in etwa: „allerlesbischstes Palermo“). Sich selbst als „lesbisch“ zu bezeichnen, ist für viele der Beteiligten eine Herausforderung. Alga weist auf die Parallele zu Aussagen wie „Wir sind alle illegal“ in der antirassistischen Bewegung oder „Ich bin ein Berliner“ durch John F. Kennedy hin. Das größte Wagnis beim Slogan „Palermo lesbicissima“ ist, diese Bezeichnung vom „Ich“ und vom „Wir“, also vom Einzel- oder Gruppensubjekt, auf die Stadt zu übertragen. „Nicht im Sinne einer Gemeinschaft, sondern eines Territoriums, eines lebendigen Umfelds“ (S. 42). Der Slogan „Palermo lesbicissima“ erinnert auch an den Titel einer Serie in der örtlichen Presse über die Geschichte Palermos und seiner Baudenkmäler aus dem 19. Jahrhundert: „Palermo felicissima“ („allerglücklichstes Palermo“). Dazu zitiert die Autorin eine Stelle aus [Chiara Zambonis Buch „Unverbraachte Worte“](#): „Die Erfindung eines Begriffs setzt die gegenseitige Öffnung zwischen uns und der

Welt in Gang, gerade auch dann, wenn nicht miteinander vereinbare Welten nebeneinandergestellt werden, so dass die gewohnte Identität verlorengeht, an die die Erfahrung sich gebunden hat“ (vgl. Zamboni 2005, S. 137): Palermo lesbicissima – Palermo felicissima.

Um auf den „Pride“ einzustimmen, nutzen die Frauen die Gewohnheit der Bevölkerung, ihren Wohnraum auf die Straße hinaus zu erweitern, für zahlreiche phantasievolle Aktionen, gerade auch an „neuralgischen“ Punkten der Stadt. Ein bekanntes Volkslied dichten sie um, wobei sie den sizilianischen Dialekt beibehalten, und machen eine Plakataktion daraus. Auf einem Plakat steht dann „Und ich, die ich schön bin, möchte heiraten“, auf einem anderen „Und ich, die ich schön bin, sollte keine Kinder haben dürfen?“, auf einem dritten „Und ich, die ich schön bin, muss alles verändern!“

Das Fest dauert eine ganze Woche lang, es soll ein umfassendes soziales Ereignis sein. Am Ende steht der große Umzug mit stark karnevalesken Zügen. Durch eine riesige Zuschauermenge wird ein Fest daraus, an dem alle teilnehmen können. Entgegen ihrem Vorhaben steigt die Autorin sogar auf einen Wagen und tanzt dort mit den anderen Frauen, dies verändert ihre Perspektive und den Sinn ihrer Teilnahme vollständig. Möglich wird ihr das nur durch die Anwesenheit guter Freundinnen und die vorherigen Gespräche über den Sinn einer solchen Präsenz auf den Straßen: Bei der Teilnahme an einer Demonstration kann man einfach nur in der Masse mitschwimmen und sich darin auch einsam und ohnmächtig fühlen. Oder aber – und so ging es der Autorin nun – die Kraft der Beziehungsnetze und ihrer Veränderungsmöglichkeiten kann spürbar sein.

Besonders hervorgehoben werden von den Medien natürlich die Karnevals-Aspekte der Veranstaltung, während sie die zahlreichen vorbereitenden Aktionen vollständig ignorieren. Der Blick auf fast nackte Schwule in Lendenschurzen und Transvestiten mit Federboas kann Anlass zu symbolischen Missverständnissen sein, als sei dieser Umzug wie beim Karneval eine kurzzeitige Umkehrung des „Normalen“, was dieses, wie wir wissen, letztlich bestätigt und festigt. Stattdessen soll jedoch gezeigt werden, dass das „Normale“ und seine Gesetze nicht taugen für das Leben und das Glück all dieser Menschen, wenn sie sie zwingen, ihren Alltag zu einem großen Teil in Heimlichkeit zu leben. „Das Fest ist keine Ablenkung vom Alltäglichen, keine freie Zeit, die dem Normativen entgegengesetzt ist. Jedoch bleibt es eine Zeit des Außerordentlichen, in der man sich vielleicht intensiver mit den Konflikten mit sich selbst, mit den anderen und mit den Verhaltens- und Beziehungsnormen auseinandersetzt, mit Ängsten und Gewalterfahrungen“ (S. 50).

Während ich mich nun doch noch intensiver auf diesen Text von Maria Livia Alga eingelassen habe, erinnerte ich mich plötzlich wieder an mein Berührtsein bei meiner ersten und bisher letzten Teilnahme an einem CSD vor 14 Jahren in Köln. Diese Erfahrung war in meiner Erinnerung vollständig überdeckt worden durch meine Ablehnung des Öffentlich-Herausstellens der Aspekte schwulen Lebens, die mir fremd sind und die mich eher abstoßen: die Sex-Betonung und der Stolz auf die eigene Promiskuität. Weil ich damit nichts zu tun haben wollte, hielt ich mich im Weiteren von Gay-Pride-Paraden fern. Zu Tränen gerührt hat mich damals die Offenheit der Kölner Bevölkerung, die im Gegensatz zu mir nicht peinlich berührt schien, sondern durch ihr fröhliches Mitfeiern zum Ausdruck brachte, dass all diese Menschen wirklich zu ihr gehören. Berührt hat mich damals auch der Mut einer Gruppe „Schwule bei der Polizei“, sich den Blicken der Bevölkerung auszusetzen. Solange ich im öffentlichen Dienst war, hätte ich diesen Mut niemals aufgebracht. Am Ende ihres Textes schreibt Maria Livia Alga, dass ihr Siegesgefühl, als sie auf dem Wagen tanzte, sie seither begleitet, „für immer“ (S. 50).

[1] Mit „Gay Pride“ (wörtlich „schwul-lesbischer Stolz“) werden die Feste und Umzüge zum Christopher Street Day (CSD) bezeichnet, die daran erinnern, dass sich Homosexuelle und andere sexuelle Minderheiten am 28.6.1969 erstmals gegen die Schikanen der Polizei gewehrt haben, die in einem Lokal in jener Straße in New York eine Razzia durchführten. Es kam damals zu tagelangen Straßenschlachten.

[2] Ich übernehme den Begriff „gay“, da es im Gegensatz zu „schwul“ ein Wort aus der schwul-lesbischen Bewegung ist, das von Anfang an Männer und Frauen umfasste (die ursprüngliche Wortbedeutung ist „fröhlich“!). Im Deutschen gibt es außer dem wissenschaftlichen Begriff „homosexuell“ kein entsprechendes Wort.

Eine Politik, die von weit her kommt

Von [Dorothee Markert](#)

Ein weiteres Kapitel aus der von [Dorothee Markert](#) zusammengefassten Serie über das Diotima-Buch „Das Fest ist hier“: Federica Giardini fragt nach dem Sinn der Arbeit zur Geschlechterdifferenz in der gegenwärtigen Zeit der Krisen und angesichts neuer politischer Bewegungen

Federica Giardini lehrt Philosophie in Rom. Zusammen mit Annarosa Butarelli hat sie 2008 das Buch *Il pensiero dell'esperienza* („Das Denken der Erfahrung“) herausgegeben.

Die Autorin schreibt zunächst über die Besonderheit der „gegenwärtigen Zeit“, die sie als eine Zeit heftiger Veränderungen wahrnimmt, gezeichnet vom Ringen um ein neues Gleichgewicht, nachdem frühere Werte und Wertmaßstäbe verloren gegangen sind. Bei der Suche nach neuen Maßstäben dominieren die aus der „Familie der Ökonomie“, die von der mächtigen Illusion eines Denkens getragen sind, das „Kriterien der Quantität als Antwort auf das Bedürfnis nach neuen Gewissheiten benutzt“ (S. 51). Dies geschieht unter anderem beim westlich-liberalen Demokratiemodell, bei statistischen internationalen Vergleichskriterien, beim Umgang zwischen einzelnen Menschen auf der Kosten-Nutzen-Basis, bei der Idee der Justiz als einer Kontrollinstanz, die über bestimmte Prozeduren abläuft, bei der Reduktion der Zeit auf Produktivzeit und bei der Auswahl und Bewertung von Wissen danach, ob es zur Hervorbringung nützlicher Kompetenzen beiträgt, ob es also wiederum für Produktivität genutzt werden kann. Giardini erinnert daran, dass Maßstäbe, die sich auf eine Quantität beziehen, nur ein Ausschnitt aus der viel größeren Familie des Symbolischen sind, „also jenes Bereichs, in dem sich die Artikulation zwischen Körper und Wort, Bedürfnis und Begehren, Notwendigkeit und Möglichkeit abspielt“ (S. 52). Mehr Frauen als Männern sei bewusst, dass das Leben Wertmaßstäbe besitzt, die der Markt nicht kennt.

Auch Giardini setzt sich mit der „neuen Welle von Bewegungen“ auseinander, die rund um den Globus entstanden sind. Folgende Merkmale dieser Bewegungen hält sie für bemerkenswert: Der Erfahrung und der direkten Teilnahme wird hoher Wert beigemessen, neue Regeln werden in der Praxis aus den Bedürfnissen und Wünschen der Beteiligten entwickelt, es gibt eine andere Vorstellung von Gerechtigkeit, eine, die „über dem Gesetz“ steht, und Beziehungen werden als zentrales Moment in der Politik betrachtet. Da hier vieles aus der Kultur der Frauenbewegung umgesetzt wird, stellt sich nun die Frage, ob die Geschlechterdifferenz noch einen Sinn hat, ob die Arbeit daran noch notwendig ist. Giardini

meint, hier werde eine neue Arbeit der Geschlechterdifferenz notwendig, man müsse jedoch sehr genau hinspüren, um neue Spannungslinien überhaupt wahrzunehmen.

Zuerst sollten wir uns bewusst machen, dass die jetzige Zeit ein Kind des Ereignisses der feministischen Revolution der 70er Jahre ist. Die gegenwärtigen Veränderungen sind die Folge jenes Auszugs aus der Hausarbeitssphäre, durch die die von den Frauen dort geleistete Gratisarbeit nun mehr und mehr ins Blickfeld rückt. Dazu gehört auch das Ende des Wohlfahrtsstaats, der ohne jene Gratisarbeit von Frauen nicht mehr in der Lage ist, Vorsorge und Unterstützung zu gewährleisten. Von diesen Veränderungen sind Frauen und Männer gleichermaßen betroffen, doch sie erleben sie vor dem Hintergrund unterschiedlicher Vorgeschichten. Gefühle von Verlust und Trauer oder die Freude über neue Möglichkeiten sind hier nicht symmetrisch verteilt. Während Männer die Trauer über das Ende der lebenslangen Vollzeit-Berufstätigkeit und des damit verbundenen männlichen Vollbürger-Seins verarbeiten müssen, sind Frauen gerade erst aus ihrem „unvollständigen“ BürgerIn-Sein herausgetreten und haben eine Idee davon bekommen, wie eine Arbeit jenseits der Trennung zwischen Haushalt und Öffentlichkeit, zwischen Produktion und Reproduktion für sie aussehen könnte. Zudem leben in diesen Zeiten unterschiedliche Frauengenerationen, die sehr unterschiedliche Erinnerungen mitbringen. Aus all dem ergibt sich ein neuer Bedarf an Feminismus. „Tatsächlich besteht ein Bedürfnis nach Wissen, nach Texten, nach Reflexionen, die jenen neuen Herausforderungen der jungen Leute an ihre Zeit eine Basis geben“ (S. 56).

Wie sollen wir uns in diesem Raum verorten, der so reich an Desorientierendem ist? Wie können wir vermeiden, nur zu reagieren und nichts von dem in den vergangenen Jahrzehnten erworbenen Wissen zu nutzen?

Der erste Schritt ist, sich klarzumachen, dass die Differenz sich nicht auf die schon entdeckten Inhalte beschränkt, die im Laufe der Zeit herausgearbeitet worden sind. „Die Geschlechterdifferenz ist vielmehr jener Raum selbst, den Frauen und Männer im Laufe der jeweiligen Zeit schaffen und immer wieder neu erschaffen – durch die Art, wie sie leben, von Generation zu Generation“ (S. 57). Sie ist also nichts, was historisch in bestimmte Perioden eingeordnet werden kann, sondern eine Konstante, die von Epoche zu Epoche wirkt. Sie ist zwar historisch, verweist aber immer auf die ganze Menschheit, sie ist der Handlungs- und Verhandlungsspielraum, in dem sich die Menschheit notwendigerweise und ständig wiedererschafft. Die Geschlechterdifferenz ist also mehr als ein Identitätsmerkmal, sie ist immer in Bewegung und gehört politisch gesehen zur Ordnung des Konflikts über die Orientierung in Beziehungsformen. Es handelt sich dabei um einen typischen Schwellenkonflikt, der an der Schwelle zwischen Natur und Mensch, zwischen Menschlichem und Politischen liegt – noch vor allen jeweils institutionalisierten Aufteilungen und Zuordnungen. Die Geschlechterdifferenz ist ein Bestandteil alles Politischen, weil sie dem Menschlichen immanent ist. Die institutionalisierte Politik ist in ihrem Bemühen um Stabilisierung ständig damit beschäftigt, den Riss der Geschlechterdifferenz zuzudecken, indem sie Positionen anhand von Hierarchien, von Höher- und Minderwertigkeit oder anhand von Auseinandersetzungen zwischen schon festgefügtten Parteiungen verteilt.

Wir können also jetzt an den Punkt kommen, wo wir sagen: „Über die Differenz weiß ich nichts mehr, ich kann erst wieder neu etwas über sie erfahren, wenn ich vom Gegenwärtigen ausgehe.“ Wenn die Krise auch die Krise der Maßstäbe ist, die uns das Handeln ermöglichen, können wir diese Krise als einen geschichtlichen Vorgang wahrnehmen und annehmen, der die Positionen und Beziehungen untereinander verändert. „Keine von uns hat sich für die Arbeit an der weiblichen Differenz begeistert, weil sie uns Identität gab, sondern weil sie noch nicht begangene Räume eröffnete, in die wir uns hineinwagen konnten, um dort neue

Landschaften zu kultivieren. Heute kommt es wieder zu einer solchen Öffnung, teilweise auf ganz andere, unvorhergesehene Weise, teilweise werden auch Ahnungen von damals vollständig wieder aufgenommen und neu belebt“ (S. 58). Wir müssen uns wieder neu dem Begehren öffnen. Unser „Kompass“ ist dabei die Intensität, die volle Präsenz, das Zeichen für die Begegnung von Erfahrung und Politik. Politisches Sprechen bedeutet, dass wir zeigen können, wo diese Erfahrung in Bewegung kommt, wo sie ein Durcheinander erzeugt, wo sie sich verändert. Wir müssen auch akzeptieren, dass die Worte dafür erst nach neuen Begegnungen gefunden werden können. Denn es geht nicht um Worte, die schon gesprochen werden und nun neue „Körper“ finden, in denen sie sich inkarnieren können, sondern um veränderte Worte, die die Realität zum Ausdruck bringen. Diese will nicht bestätigt werden, sondern will immer wieder neu die freie Gestaltung des Sinns der Geschlechterdifferenz geschehen lassen (Diese Formulierung stammt von Luisa Muraro).

In einer Anekdote über Heraklit zeigt dieser an einem Getränk aus Mehl und Wasser, dass es sich nur mischt, wenn es geschüttelt wird. Ebenso sei jede Einheit immer nur das vorläufige Ergebnis eines Prozesses aus Dynamiken, Konflikten und Regelungen im Spiel der Beziehungen. Das Heil der Stadt – so Heraklit – impliziert das In-Bewegung-Bringen dessen, was getrennt ist. Und das Gemeinsame hat nichts Statisches, Dauerhaftes. Ebenso ist es mit der Geschlechterdifferenz, die auf eine ursprüngliche Teilung und Trennung hinweist. Wenn sie von dieser Figur der Stasis aus gedacht wird, führt die Geschlechterdifferenz also zu einem uralten und völlig neuen Wissen: Die Gemeinsamkeit, die Gemeinschaft, ist immer das Ergebnis des Zusammenführens von Getrenntem. Bei der Differenz geht es also nicht nur um einen bestimmten Teil der sozialen Organisation, sondern um ihre gesamte Ordnung, um jene Koordinaten, die sich durch Aufgaben, Rechte, Pflichten und Repräsentationen herausbilden.

Welches sind nun die Konfliktpunkte in der Gegenwart, die durch das Wirken der Geschlechterdifferenz aufgedeckt werden? Giardini hält es für vielversprechend, zunächst vom Bereich der Familie auszugehen, der traditionell den Frauen zugeordnet war.

In der Familie erleben wir derzeit den Zusammenbruch der Dynamiken psychischer Identifikationen nach dem ödipalen Dreieck und stehen vor einer Tabula Rasa, die die Frage nach Vor- und Nachteilen der Identifikation neu aufwirft.

Das Wissen der Frauen um die Bedürftigkeit aller und das Offenbarwerden der Tatsache, dass die Vorstellung vom unabhängigen Individuum eine Illusion ist, zieht die Suche nach neuen Formen solidarischen Zusammenlebens jenseits der traditionellen Ehe nach sich, die alle Arten von Beziehungen und Freundschaften umfassen. Darüber hinaus geht es auch um die Vorstellung von BürgerIn-Sein generell, nachdem deutlich wurde, dass in der Figur des Arbeiter-Bürgers die Reproduktionsarbeit unsichtbar gemacht worden ist. Die Care-Krise durch den Auszug der Frauen aus ihren alten Pflichten zeigt, dass die Care-Arbeit keine Variable ist, die ohne Rest in den Arbeitsmarkt integriert werden kann. Wir finden hier derzeit überwiegend weibliche Migrantinnen, die wieder an den Rand des Markts, des BürgerIn-Seins und der Rechte gedrängt werden. Es wird klar, dass das BürgerIn-Sein nicht nur mit dem Produktiv-Sein verknüpft werden darf. Notwendig wird eine Art Feminisierung der Arbeit aller. Für die Produktion bedeutet das, dass sie sich politisch so verändern muss, dass sie sich den Merkmalen sogenannter Pflege Tätigkeiten annähert.

Die heute so veränderte Familie war immer ein Raum, der von Körpern bewohnt war, die noch nicht oder nicht mehr als Bürger betrachtet wurden – an ihrer Grenze endete die Politik. Wenn die Familie nicht mehr ihre eigenen Regeln produziert, wird sie zu einem Raum, auf den es immer mehr Zugriffe von Gesetzen, von neuen Reproduktionstechnologien bis hin zu

Regelungen über das Sterben gibt. Notwendig ist ein Rückgriff auf das weibliche Wissen über unsere Fähigkeiten zur Selbstregulierung in Situationen und Bereichen, die die Tradition als Chaos bezeichnet, damit nicht im Juristischen die einzige symbolische Quelle gesehen wird. Das Gemeinsame, das Zusammenleben, bildet sich hier durch Praktiken und offene Prozesse heraus, die sich der jeweiligen Probleme annehmen.

Die Geschlechterdifferenz ist das dem Universalen angemessenste Thema, da sie ihre Grenzen nicht in der üblichen Politik hat, da sie auf dem Menschlichen insistiert, da sie immer offene und erneuerte Vermittlung ist, die das Leben nicht von den einzelnen Subjekten ablöst und daher die Grenzen der Nation und der kulturellen Identität überschreitet. Wir haben hier auch das Instrument, um die Rhetorik zu deuten, die den „Export der Demokratie“ begleiten, was im Namen der Frauenbefreiung oder der Menschenrechte für Menschen geschieht, die angeblich noch nicht menschlich sind. Wir haben eine noch frische Erinnerung daran, wie es war, „unvollständige“ Bürgerin zu sein.

Wir könnten das BürgerIn-Sein an eine generative Dimension binden, an die Fähigkeit zur Vermehrung von Beziehungen und zu deren Wachstum hinsichtlich der Intelligenz und Kraft, die notwendig sind, um eine Welt der Teilhabe hervorzubringen.

Vom Gegenwärtigen profitieren

Von [Dorothee Markert](#)

Elisabetta Cibelli schrieb das vierte Kapitel des Diotima-Buchs „Das Fest ist hier“, übersetzt und zusammengefasst von [Dorothee Markert](#). Am Ende des Textes steht der Link zum fünften Kapitel, von Antje Schrupp, das in voller Länge auf Deutsch verfügbar ist.

Beim Diotimatreffen 2011, bei dem über den Sinn dessen nachgedacht wurde, was damals gerade geschah, nahm Elisabetta Cibelli Gefühle zwischen Freude und Angst wahr. Freude wurde vor allem in Bezug auf die neuen Bewegungen zum Ausdruck gebracht, in deren Praxis in vielfacher Hinsicht die Nähe zur Politik der Geschlechterdifferenz zu erkennen ist. Spürbar war aber auch der Einfluss des öffentlichen Diskurses, der durch Gefühle von Angst vor Verlust und Niedergang geprägt war. Elisabetta Cibelli möchte in ihrem Text zeigen, wie wir uns von der Ebene entfernen können, die uns durch das öffentliche Gespräch aufgezwungen wird. Sie schreibt: „Ein kleines Leben war in mir am Wachsen [...] und ich merkte, dass seine Existenz von kaum zwei Zentimetern mich in ein schon gegenwärtiges Anderswo versetzte“ (S. 66).

Zunächst denkt Elisabetta Cibelli über die Möglichkeiten des Begriffs „profitieren“ nach, der schon von Carla Lonzi in dem berühmten Text von 1974 „Wir spucken auf Hegel“ gebraucht wurde, in ihrem Aufruf, von der Differenz zu profitieren. Im Jahr 2002 erschien dann das Diotima-Buch *Approfittare dell'assenza (Vom Ausgeschlossenensein profitieren)*. Von dem zu profitieren, was gerade geschieht, heißt nach einem Ansatzpunkt für Veränderungen zu suchen, so dass man nicht mehr in einem Horizont von Verlust verbleiben muss. Profitieren heißt hier, von einer ursprünglich als nachteilig bewerteten Situation zur Wahrnehmung eines Gewinns zu kommen, aus einer unangenehmen Situation das herauszupicken, was etwas anderes ankündigt, die Einladung anzunehmen, sich vorteilhaft und kreativ in der Realität zu positionieren, auch wenn das schwierig ist. Ein Beispiel dafür ist die Politik der Frauen, die aus dem Ausschluss von der Macht der Männer eine Gelegenheit gemacht haben, etwas anderes hervorzubringen. Es gibt immer eine Möglichkeit, an der Grenze zu arbeiten, ohne

sich von ihr erdrücken zu lassen, „weil das Gegenwärtige nicht das ganze Reale ist, sondern nur ein Teil davon“ (S. 67).

Das Gegenwärtige ist zur Zeit auf den ersten Blick ja tatsächlich von einem Verlustszenario gezeichnet: vom Verlust von Arbeit, von Sozialabbau, Verlust von Geldern für öffentliche Einrichtungen, Verlust von Zusammengehörigkeitsgefühl. In diesem Epochenübergang zeigen sich aber auch Ansätze von positiven Veränderungen, beispielsweise in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen und in der Geburt von politischen Bewegungen, die sich von der Macht und ihren Mechanismen fernhalten.

Für das 1990 erschienene Diotima-Buch *Mettere il mondo al mondo (Die Welt zur Welt bringen)* schrieb Chiara Zamboni einen Artikel mit dem Titel „Das Unerhörte“. Darin geht es um die Frage, wie der Übergang vom Gegenwärtigen und schon Gegebenen zum „Unerhörten“ gelingen kann, zum Außerordentlichen und Unvorhergesehenen. Um einen Sinn für ein Reales zu bekommen, das mehr ist als das Schon-Gegebene, Gegenwärtige, bedarf es einer Beziehung zwischen dem, was ist, und dem, was unerhört, unvorhergesehen ist. Eine politische Praxis, die Realität konstruiert, geht folglich über das Schon-Gegebene hinaus, wagt sich ins Unerhörte, ins unvorhergesehene „Unmögliche“ und (noch) Unvorstellbare hinein. Reales politisches Handeln verbleibt also nicht in der Ordnung der Möglichkeit und Plausibilität, wie sie das Gegenwärtige beinhaltet, sondern bewegt sich in Richtung auf ein Anderswo. Chiara Zamboni verwendet für die Darstellung des Durchgangs zwischen dem, was ist, und dem „Unerhörten“ das Bild eines Schnitts. Elisabetta Cibelli schlägt stattdessen das Bild einer schmalen Öffnung, eines Spalts, vor (italienisch: „feritoia“), weil ein solcher Schnitt ja auch eine Wunde (italienisch: „ferita“) der Subjektivität ist, die uns Schmerzen empfinden lässt, über die anfangs nicht gesprochen werden kann, da sie erst noch gedeutet und benannt werden müssen. Das Wortspiel ferita – feritoia, Wunde und Öffnung, verweist auf die Verletzlichkeit, die während unvorhergesehener Übergänge, während der Prozesse und in den Beziehungen, die Realität konstruieren, erlebt wird.

Diese Verletzlichkeit hat mehrere Gesichter. Sie kann zum Stillstand und zu Wiederholungen im Sprechen und Handeln führen, die nicht befreiend wirken, sondern die Menschen im Gegenwärtigen festnageln, ohne dass es ihnen gelingt, es zu ertragen. Die Wunde bleibt in diesem Fall der Gewalt des Kontextes ausgesetzt. Die Verletzlichkeit ist aber auch ein beweglicher und nicht endgültig festgelegter Zustand, der darauf drängen kann, Symbolisches zu schaffen, in dem ein neuer Horizont der Realität erkennbar wird. So hat die Verletzlichkeit der Frauen in der patriarchalen Ordnung etwas Unerhörtes hervorgebracht, das inzwischen auch die Männer in einen Befreiungsprozess von einer Ordnung hineingezogen hat, die auch für sie unterdrückend geworden war.

Elisabetta Cibelli erklärt am Beispiel ihrer eigenen ungesicherten Beschäftigungssituation nochmals, was sie mit dem Unterschied zwischen dem Verbleiben in der Ordnung des schon gegebenen Gegenwärtigen und dem Ermöglichen von Durchgängen zum Außerordentlichen, Unerhörten, meint: Es könne befreiend sein, in der Erwerbsarbeit nicht mehr das einzige Instrument zu sehen, um das Lebensnotwendige zu bekommen. Nur wenn wir uns nicht mehr darauf konzentrieren, das Recht auf Erwerbsarbeit oder ein Grundeinkommen einzufordern, können sich Durchgänge auftun, weg vom Mangel- und Verlustdenken, hin zur Erfindung von Praktiken, die nicht die ganze Verantwortung für die Subsistenz dem Mechanismus von Einkommen und Gelderwerb anvertrauen. Elisabetta Cibelli leugnet nicht, dass wir von diesen Mechanismen abhängig sind. Doch wenn das Denken diese Abhängigkeit ständig verstärkt, bleiben wir beim symbolischen und materiellen Elend stehen, und das hilft uns nicht weiter. Denn es blockiert unsere Fähigkeit zu kreativem Denken. „Damit riskieren wir, die

Möglichkeiten des Lebens im Prekariat nicht zu entdecken, das eigene Verletztsein nicht in allen Konsequenzen zu erfahren und es nie in eine Öffnung verwandeln zu können. [...] Es ist heute dringlicher denn je, Praktiken herauszuarbeiten, die den Geldbedarf zur Befriedigung der unumgänglichen materiellen Bedürfnisse reduzieren“ (S. 70). Das stellt uns vor umfangreiche und sehr komplexe Herausforderungen. Wir sollten uns dabei nicht vom bedrückenden Gegenwärtigen einschüchtern lassen.

Ausgehen müssen wir also von den Lebensumständen, die eine Öffnung hin zum Unerhörten am notwendigsten haben. Das sind die mit unseren Verletzungen verbundenen Situationen, die darauf warten, sich in Öffnungen zu verwandeln. Ungesicherte Arbeitsverhältnisse sind eine Wunde unserer Zeit, die uns dazu aufruft, uns auf eine andere Ebene zu begeben, um zu verhindern, dass wir unsere eigenen Kräfte sinnlos vergeuden. Dabei ist es gut, uns mit anderen auszutauschen, die ebenfalls die Herausforderung des Unerhörten annehmen wollen. Das schöpferische politische Handeln in Richtung auf das Unerhörte erweitert immer den Bereich der Sagbarkeit und macht es möglich, neue Lebensumstände wie die des Prekariats gedanklich zu erschließen.

Link zum 5. Kapitel “Das heimliche Fest”, von Antje Schrupp

Das heimliche Fest. Die Politik der Frauen an der Macht in Deutschland

Vortrag beim Grande Seminario von Diotima, Universität Verona, 21.10.2011

In den letzten zehn Jahren haben in Deutschland Frauen wichtige Machtpositionen übernommen. Nicht nur Angela Merkel, die seit sechs Jahren Bundeskanzlerin ist, sondern auch in vielen anderen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen, in den Kirchen, an den Universitäten, in den Gerichten und so weiter sind Frauen in einflussreichen Positionen zu finden.

Hierbei geht es nicht einfach um Gleichberechtigung oder um den Zugang zur Macht. Sehr viele Frauen, die sich in Parteien engagieren, die Positionen und Ämter innerhalb von Institutionen übernehmen, haben den starken Wunsch nach politischer Einflussnahme. Sie möchten innerhalb der klassischen Machtstrukturen etwas verändern, ihre eigenen Visionen und Ideen einflussreich machen und strukturell verankern.

Dieser Wunsch der Frauen, die Konflikte und Notwendigkeiten, die dadurch angestoßen werden, kommen in den Analysen und Debatten über diese Veränderungen bisher zu kurz. Etwas verkürzt könnte man sagen: Worüber diskutiert wird, das ist der Zugang der Frauen zur Macht und wie er erleichtert oder angeregt werden kann. Worüber aber nicht diskutiert wird, das ist die Frage, was Frauen, die dort angekommen sind, dann tun können. Welche Erfahrungen machen sie damit, die Politik der Frauen an den Orten der Macht zu verankern? Welche Konflikte gibt es, wenn sie die traditionellen Spielregeln missachten, weil sie an wirklicher Politik und nicht an bloßer Macht interessiert sind? Welche Erfahrungen haben sie inzwischen gesammelt? An welche Grenzen sind sie gestoßen?

Diese Fragen zum Gegenstand politischer Diskussionen zu machen ist wichtig, um sichtbar zu machen, was die Frauen, die ihrem politischen Begehren folgend an Orten der Macht sind, tun und wollen. Nicht, dass sie alle dasselbe wollen. Zum Beispiel ist offensichtlich, dass Angela Merkel ein großes politisches Begehren hat, aber ich bin in keiner Weise mit dem einverstanden, was sie macht. Sondern in dem Sinn, dass der Maßstab für den Erfolg einer

Frau, die Politik innerhalb einer Machtstruktur macht, nicht der ist, den diese männlich konnotierte Struktur selbst anbietet, sondern ein anderswo, ein weibliches Anderswo.

Denn wenn wir nicht einen anderen Maßstab finden – und zwar nicht „finden“ in einem subjektiven Sinn, sondern in dem Sinn, dass dieser Maßstab Gegenstand einer öffentlichen Diskussion ist – sehe ich die Gefahr, dass viele Frauen, wenn sie negative oder frustrierende Erfahrungen machen (was angesichts von Machtstrukturen unausweichlich ist) entweder aufgeben, also sich aus diesen Institutionen wieder zurückziehen, oder aber sich anpassen, also ihr politisches Begehren hinten anstellen und sich in die vorgeblichen Sachzwänge fügen.

Ich werde das Thema in zwei Teilen angehen. In einem ersten Teil gebe ich einen kurzen Überblick über das, was sich in Deutschland im Bezug auf “Frauen in Machtpositionen” in den letzten Jahren getan hat und wie es politisch diskutiert wurde. In einem zweiten Teil schildere ich Diskussionen und Vorschläge, die wir im deutschen Differenzfeminismus diesbezüglich erarbeitet haben.

Zum Teil 1:

Dass Frauen in Machtpositionen inzwischen normal sind, bedeutet natürlich nicht, dass es inzwischen eine quantitativ vergleichbare Beteiligung von Frauen und Männern an diesen Orten gäbe. Noch immer haben Männer hier die deutliche Mehrheit. Aber Frauen in Machtpositionen sind eben auch nicht mehr etwas Besonderes. Eine Frau an der Macht ist nicht mehr die Ausnahme von der Regel, sondern Normalität. Es gibt viele, unterschiedliche Frauen an der Macht, weshalb man als Politikwissenschaftlerin oder auch als interessierte Bürgerin, um ihre persönliche Handlungsweise zu verstehen und zu beurteilen, sie nicht mehr mit den Männern an der Macht vergleichen muss, sondern das Handeln anderer Frauen in Machtpositionen als Maßstab anlegen kann. Was heute sichtbar wird, ist also die Differenz unter Frauen, die institutionelle Macht haben, und das ist durchaus etwas Neues.

Viel wichtiger als der quantitative Anstieg von weiblichem Einfluss in öffentlichen Institutionen ist der qualitative. Und auch da gibt es durchaus einiges zu feiern. Zwar wird diese ganze Entwicklung auch in Deutschland unter dem Label „Gleichstellung“ behandelt – zum Beispiel gibt es überall „Gleichstellungsbeauftragte“. Und oft beschreiben auch die Frauen, die diesen Weg beschreiten, dies in den Vokabeln der Gleichheit.

Aber dieses Wort beschreibt nicht das, was an diesen Orten geschieht. In diesem Frühjahr wurde das 100. Jubiläum des internationalen Frauentages gefeiert, und vielerorts wurden aus diesem Anlass Feiern, Diskussionen, Vorträge abgehalten, initiiert vor allem von diesen Gleichstellungsbeauftragten. Ich war bei mehreren solcher Gelegenheiten eingeladen und habe jedes Mal vorgeschlagen, das Wort „Gleichstellung“ nicht mehr zu benutzen und stattdessen von „Differenzvermittlung“ zu sprechen, weil es doch in Wirklichkeit das sei, was wir an diesen Orten tun. Ich bekam nicht ein einziges Mal Widerspruch.

Inzwischen ist auch im öffentlichen Diskurs klar, dass sich nicht nur die Frauen anpassen müssen, sondern dass sich auch die Institutionen verändern müssen – wenn das auch bislang vor allem im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie diskutiert wird (während ich finde, dass es noch sehr viel mehr Differenzen gibt.)

Aber immerhin: Im Sommer hat zum ersten Mal eine Bundesministerin – Kristina Schröder von der CDU – ein Kind bekommen und hat einige Monate Erziehungsurlaub genommen. Bereits im Januar hat Andrea Nahles, Generalsekretärin der SPD, ein Kind bekommen und

auch sie dachte nicht im Entferntesten daran, ihr Amt aufzugeben. Das „doppelte Ja“, wie es die Frauen des Mailänder Buchladens nennen, ist also auf höchster politischer Ebene angekommen. Frauen, denen solche Positionen angeboten werden, stellen das zunehmend sogar als Bedingung. Andrea Nahles will sich jetzt dafür einsetzen, dass politische Gremien sonntags keine offiziellen Termine anberaumen. Eine Landesministerin, Barbara Steffens von den Grünen in Nordrhein-Westfalen, erzählte kürzlich bei einer Podiumsdiskussion, dass sie bei ihrem Amtsantritt die Bedingung stellte, dass es im Ministerium Kinderbetreuung gibt und sie ihren kleinen Sohn mit zu den Sitzungen bringen kann.

Frauen in Machtpositionen haben auch deshalb inzwischen gute Chancen, solche Bedingungen zu stellen, weil Gremien und Orte, an denen ausschließlich Männer vertreten sind, nicht mehr fraglos akzeptiert werden. Ein gewisser Frauenanteil gilt als Qualitätsausweis, die völlige Abwesenheit von Frauen als Anzeichen dafür, dass hier ein Problem vorliegt.

Dies zeigte sich zum Beispiel am Erfolg der neuen „Piratenpartei“, die bei den Wahlen in Berlin im September aus dem Stand 9 Prozent der Stimmen bekommen hat. Unter ihren 15 Abgeordneten ist nur eine Frau, und das hat zu zahlreichen Polemiken geführt. Auch wenn der geringende Frauenanteil in dieser Partei verständlich ist, weil sie sich bisher hauptsächlich mit Themen beschäftigt, für die sich mehr Männer als Frauen interessieren – die Freiheit des Internet vor allem – so wurde doch klar: Wer als politische Organisation ernst genommen wird, darf nicht mehr fast nur aus Männern bestehen.

Auch im Zusammenhang mit der Finanzkrise vor zwei Jahren ist das Fehlen von Frauen offen diskutiert worden. Viele vermuteten, dass mit mehr Frauen in den Entscheidungspositionen diese Banken nicht pleite gegangen wären.

Die demografische Entwicklung ist ein anders Thema, wo viele auf die Frauen setzen. Man hofft, durch einen höheren Frauenanteil in Unternehmen das patriarchale „Senioritätsprinzip“ auszuhebeln, wonach ältere Männer in der Hierarchie automatisch höher stehen als jüngere Männer und das kaum noch praktikabel ist, weil dadurch Veränderungen blockiert werden.

Ein herausragendes Beispiel dafür, wie viel Institutionen gewinnen können, wenn sie die weibliche Differenz fruchtbar machen, war die Evangelische Kirche in Deutschland, die vor zwei Jahren Margot Kässmann an ihre Spitze wählte, eine Frau um die Fünfzig, die sich als Bischöfin während ihrer Amtszeit scheiden ließ, Mutter von vier Kindern und die – anders als Angela Merkel zum Beispiel – auch keinen Zweifel daran ließ, dass sie aus der Frauenbewegung kam. Alle liebten sie: Die Frauen, weil endlich eine von ihnen ihre Kirche repräsentierte, die Männer, weil sie der etwas altmodisch und rückwärts gewandt wirkenden Organisation ein modernes und zeitgemäßes Gesicht und Image gab. Die Medien, weil sie klar und verständlich redete, die Gesellschaft, weil sie endlich wieder einmal ethische Positionen in die Diskussion brachte. Berühmt geworden ist etwa ihre Neujahrspredigt, wo sie die Militärintervention in Afghanistan kritisierte mit den inzwischen geflügelten Worten: „Nichts ist gut in Afghanistan“.

Leider haben wir nicht erfahren, ob und inwiefern es ihr gelungen wäre, die Institution nachhaltig zu prägen, denn sie ist nach nur vier Monaten zurückgetreten, weil sie erwischt wurde, als sie betrunken Auto gefahren ist. Man kann durchaus sagen, dass sich Deutschland einige Tage lang wie im Schock befand.

Was würde sie nun tun? Würde sie zurücktreten? Oder würde sie bleiben? Von den Männern gab es widersprüchliche Signale. Die einen feixten, jetzt würde sich ja zeigen, ob Frauen genauso wie Männer an ihren Ämtern kleben. Die anderen – vor allem die Männer in der Kirche – sagten in etwa, alle würden doch mal Fehler machten und versicherten ihr, wenn sie bliebe, würden sie hinter ihr stehen.

Die Frauen waren noch mehr gespalten. Die Gleichheitsfeministinnen rieten ihr, im Amt zu bleiben – mit dem Argument, dass viele Männer in vergleichbaren Situationen schließlich auch nicht zurücktreten würden. Die Mehrheit der Frauen vertrat aber die Meinung, dass ihr Verhalten, bei dem sie schließlich Menschenleben gefährdet hatte, zu schwerwiegend war, um einfach weiterzumachen, als wäre nichts gewesen. Aber sie waren sich auch einig, dass es ein großer Verlust wäre.

Tatsächlich ist Käßmann dann sehr schnell zurückgetreten. Und zwar mit der Begründung, dass sie nach diesem Vorfall keine Autorität mehr hätte, um kritische Positionen vertreten zu können. Der Vorfall zeigte auch, wie wenig flexibel Institutionen sind, denn es war nicht möglich, innerhalb der gegebenen Logik das zu tun, was sich die meisten wohl wünschten: Käßmanns Fehler öffentlich zuzugeben, sie aber gleichzeitig in dieser Position zu behalten. Ich habe in meinem Blog vorgeschlagen, sie solle doch zurücktreten, und dann würde sie der Rat der Evangelischen Kirche einfach erneut wählen – ihr also erneut die Autorität zusprechen, im Wissen um den Fehler, den sie gemacht hat. Der Vorschlag wurde heiß diskutiert, aber die Auffassung war, so etwas sei eben ganz unmöglich. Institutionen würden so eben nicht funktionieren.

Es ist schade, dass auf diesem Punkt nicht stärker insistiert wurde: Dass es uns nicht gefällt, dass die Institutionen so funktionieren, wie sie funktionieren. Was hier im „Fall Käßmann“ geschehen ist, war keine Niederlage, sondern ein Konflikt zwischen einem weiblichen Begehren – nämlich dem, Repräsentantinnen zu haben, die nicht rein und gut sein müssen, sondern die auch Fehler machen können – und einer Repräsentationslogik, die das nicht erlaubt.

Außerdem gaben viele Frauen zu bedenken, ich wüsste doch gar nicht, ob Margot Käßmann das überhaupt wollen würde oder ob sie nicht ganz froh sei, das Amt los zu werden – ein interessanter und viel sagender Einwand, aber auf dieses Thema komme ich nachher noch zu sprechen.

Jedenfalls: Ihr Nachfolger wurde ein Mann, der als Person durchaus in Ordnung ist, aber das große Manko hat, dass er einfach viel zu unauffällig und „normal“ ist. Niemand spricht von ihm – und also auch nicht mehr von der evangelischen Kirche – während Margot Käßmann nach wie vor in sämtlichen Talkshows sitzt, ihre Bücher sind natürlich weiterhin Bestseller. Es ist ganz eindeutig: Nicht sie hat ein Amt verloren, sondern das Amt hat sie verloren.

Es gibt also im Bezug auf den weiblichen Einfluss auf die mit Macht verbundenen Institutionen in Deutschland durchaus vieles zu feiern. Die Frage ist nun: Was machen wir aus dieser Situation?

Der erste Punkt, den ich hier vorschlage, ist: Darüber reden. Denn das passiert erstaunlicherweise viel zu wenig.

Es scheint fast ein Tabu zu sein, diese Veränderungen anzusprechen. Gerade Feministinnen sagen oft: es ist doch gar nichts passiert. Wir haben immer noch keine wirkliche

Gleichstellung, argumentieren sie. Wir sind noch lange nicht bei 50 Prozent. Die Fortschritte sind ja nur auf bestimmte Bereiche der Gesellschaft beschränkt – die Politik, der öffentliche Dienst, die Kirche – aber nicht auf die wirklich wichtigen, etwa die Wirtschaft (wo es in Aufsichtsräten und Vorständen tatsächlich praktisch überhaupt keine Frauen gibt). Diese Sichtweise behauptet also: Es hat nur einige kosmetische Veränderungen gegeben, aber grundsätzlich, vom System her, hat sich noch nichts verändert.

Andere Frauen und auch viele Männer behaupten im Gegenteil, die Emanzipation der Frauen sei doch längst abgeschlossen, die Diskriminierungen abgeschafft, daher brauchen wir auch nicht mehr über das Thema reden. Es gebe eben nur noch Menschen, das Geschlecht sei unbedeutend, und daher kann sich durch eine Beteiligung von Frauen nichts prinzipiell ändern, weil Frauen ja eben auch nur Menschen sind.

Auch wenn sich beide Positionen zu widersprechen scheinen, so stimmen sie doch an einem wichtigen Punkt überein: Sie behaupten, das, was bisher passiert sei, ist unerheblich, nicht der Rede wert.

Deshalb ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass die große Beteiligung von Frauen an öffentlichen Institutionen durchaus nichts Nebensächliches ist, sondern ein wirklich historisches Ereignis, etwas ganz Neues und Einmaliges in der Weltgeschichte, zumindest der letzten 4000 Jahre.

Allerdings gibt es in Deutschland durchaus auch Stimmen, die, teilweise sehr lautstark, auf diese von Frauen angestoßenen Veränderungen in den Institutionen hinweisen. Es sind überwiegend Männer, die diese Entwicklung mit Sorge betrachten und für gefährlich oder zumindest problematisch halten. Sie haben das Wort von der „Feminisierung“ der deutschen Gesellschaft geprägt, oder vom „Feminat“. Diese Männer beobachten, dass sich durch die Beteiligung von Frauen an der institutionellen Macht etwas Substanzielles verändert – und diese Veränderung gefällt ihnen nicht.

Ein bekannter politischer Publizist und ehemaliger Linker schreibt zum Beispiel über Angela Merkel: „Der Geschlechterkampf in der Politik ist längst entschieden. Vorbei die Zeiten, da echte Männer regierten. Stattdessen thront jetzt eine FDJ-Pfarrerstochter (die FDJ war der Jugendverband der DDR, wo Merkel bis zur deutschen Wiedervereinigung gelebt hat) über uns, kinderlos, ihren Gespons versteckend. Im Unterschied zu ihren Vorgängern hat sie keinerlei politisches Programm, sondern ist nur eine Relaisstation für Stimmungen.“

Viele Männer teilen seine Einschätzung, wenn auch auf einer etwas moderateren Ebene. Zum Beispiel hat Frank Schirrmacher, einer der einflussreichsten deutschen Journalisten, vor einigen Jahren von einer „Männerdämmerung“ gesprochen und davon, dass Frauen (zum Beispiel die Moderatorinnen wichtiger politischer Talkrunden) die „Bewusstseinsindustrie“ übernehmen würden. Im Übrigen sind es nicht nur die älteren Männer, die noch die früheren Verhältnisse kennen gelernt haben, die sich hier beschweren, sondern auch sehr viele junge Männer, die diese „Feminisierung“, zum Beispiel in Internetforen, sehr aggressiv bekämpfen.

Diese Männer registrieren also durchaus eine Veränderung, die von Frauen angestoßen wird, allerdings sehen sie sie als negativ, als Bedrohung der alten Ordnung, als riskantes Untergraben alter und bewährter Mechanismen. Ihre Kritik geht nicht einfach gegen die Beteiligung von Frauen – im Gegenteil, sie betonen normalerweise explizit, dass sie für die Gleichberechtigung sind. Ihre Kritik geht dahin, dass Frauen das Wesen der Politik und des öffentlichen Raumes verändert haben: Weg von klassischen „männlichen“ Entscheidungen

etwa, hin zum „weiblichen“ Moderieren. Gerade Angela Merkel wird dieser Vorwurf oft gemacht, sie sei wankelmütig, wird ihr vorgeworfen, sie vertrete keine konsequente Linie. „Zickzack-Kurs“. Interessanter Weise wird ihr gleichzeitig vorgeworfen, dass sie undemokratisch und quasi absolutistisch regiere, indem sie sich etwa aller unliebsamen Männer in ihrer Umgebung entledige und nur noch „handzahme“ Jüngelchen um sich schare.

Dieser Fokus der Debatte – die Feministinnen behaupten, es hätte sich nichts verändert, während die Antifeministen beklagen, dass sich alles zum Negativen verändert hätte – lenkt leider die Aufmerksamkeit von dem ab, worüber wir eigentlich nachdenken müssten: Nämlich zu verstehen, was sich verändert hat – und was nicht – und wie es zu beurteilen ist, ohne dass wir das Männliche, das Bisherige zum Maßstab nehmen.

Damit komme ich zu meinem Punkt 2: Was machen wir aus dieser Entwicklung und aus dieser Diskussion?

Ein möglicher Ansatzpunkt für eine solche Analyse ist es, zu schauen, wo die positiven Entwicklungen, von denen ich sprach, an eine Grenze stoßen. Denn das tun sie derzeit.

So scheint es eine natürliche „Frauenquote“ zu geben, bei dem sich der Prozess der stärkeren Sichtbarkeit und des Einflusses von Frauen wieder abschwächt. Sie liegt bei etwa zwanzig bis dreißig Prozent – das ist der Frauenanteil, der heute als „normal“ gilt, als „gefühlte Gleichberechtigung“. Sind es weniger Frauen, gilt die Institution oder das Gremium als antiquiert und männerlastig. Sind es mehr, erreichen Frauen also fast die Hälfte oder sogar mehr, so wird das ganze Gremium als „frauendominiert“ empfunden.

Außerdem übernehmen Frauen Machtpositionen sehr oft in Krisensituationen, wie zum Beispiel Angela Merkel auch in einer Krise der CDU die Parteispitze übernahm. Also dann, wenn die herkömmlichen Wege nicht mehr funktionieren – so ähnlich, wie es Annarosa Buttarelli in ihrem Text über die Souveräninnen schrieb: Wir kommen an die Macht, weil die Zeiten dafür günstig sind, nicht weil es unser Recht wäre. Ich teile mit ihr die Einschätzung, dass das kein Nachteil ist, sondern ein Vorteil, weil es symbolische Unabhängigkeit von diesem männlichen Rechtssystem ermöglicht. Aber es heißt auch, dass wir es hier noch mit der Bewältigung einer Krise der männlichen symbolischen Ordnung zu tun haben, und noch nicht mit einer Zeit, in der die Krise schon überwunden und etwas Neues geschaffen wäre.

Damit komme ich zu meinem zweiten Vorschlag: Nämlich dass wir uns bewusst mit der Entwicklung neuer Praktiken und wie wir sie verankern können, beschäftigen.

Die Aufmerksamkeit der Frauenbewegung war in der Vergangenheit stark darauf gerichtet, Frauen den Zugang zu den Institutionen und Machtpositionen zu ermöglichen. Aber das Haupt-Dilemma scheint mir heute woanders zu liegen – nämlich in der Frage, was Frauen dort überhaupt tun können – und was nicht.

Nicht genug jedenfalls aus der Sicht vieler Frauen, die das versucht haben. Inzwischen stellt sich nämlich heraus, dass es für eine Frau, die mehr will, als nur gleichberechtigt sein, sehr anstrengend ist, die Ämter der Institutionen einzunehmen. Die Gefahr, enttäuscht zu werden, ist sehr groß.

Eindrücklich hat das Bärbel Wartenberg-Potter auf den Punkt gebracht, eine evangelische Bischöfin, die dieses Amt mit dezidiert feministischem Impuls angetreten war (also mit Rückhalt in den Beziehungen zu anderen Frauen). Als sie vor knapp zwei Jahren in den

Ruhestand ging, zog sie Bilanz, und sagte rückblickend: Über weite Strecken habe sie die Bischöfin nur gespielt. Das Amt und die damit verknüpften Erwartungen sei größer gewesen als ihre Kraft, es mit neuen Inhalten zu füllen.

Dieses Phänomen, dass die Rolle einer Position die Handlungsspielräume einengt, ist natürlich umso stärker, je höher es in der alten männlichen Machthierarchie angesiedelt ist. Und es macht diese Ämter in höchstem Maße unattraktiv für viele Frauen, für die der Besitz von Status und Geld diese Nachteile nicht kompensiert. So erkläre ich mir jedenfalls, warum es eine zunehmende Unlust von Frauen gibt, für solche Ämter zu kandidieren, solche Machtpositionen anzustreben.

Es sind meiner Ansicht nach also nicht mehr nur die alten Männerbünde und Widerstände, die Frauen daran hindern, einflussreiche Positionen in Organisationen und Institutionen einzunehmen, sondern – und das ist der wichtigere Punkt – es gibt eine wachsende Unlust der Frauen selbst, sich auf diesen Weg zu begeben, was auch etwas damit zu tun hat, dass die negativen Erlebnisse und die Erfahrungen von Einflusslosigkeit noch nicht Gegenstand einer öffentlichen Debatte unter Frauen ist.

Sicher hat es die feministische Kritik an der „Institutionalisierung“ schon immer gegeben, aber in den 1980er Jahren war der Kampf um Machtpositionen noch neu und spannend: Ich berichtete damals als junge Journalistin oft über die erste Frau in diesem oder in jenem Amt. Die erste Bürgermeisterin, die erste Rektorin, die erste was auch immer zu sein – oder sich für ihre Kandidatur stark zu machen – ist toll. Die fünfte zu sein, na ja. Das lockt niemanden mehr hinter dem Ofen hervor. Und darum stellen sich Frauen heute öfter häufiger die Frage, warum sie das tun sollen. Oder, wie viele es auch ausdrücken: Warum soll ich mir das antun?

Zumal es ja längst attraktive Alternativen gibt. Wir brauchen keine Machtpositionen, um ein glückliches Leben zu führen. Denn es ist ja nicht mehr so, dass Frauen keine Möglichkeiten hätten. Die Frauen sind heute sehr gut ausgebildet, sie haben viele Fähigkeiten, sie können sich vielerlei Nischen schaffen, in denen sie tätig sein können, und zwar sinnvoll tätig – sei es in eigenen Organisationen, als Unternehmensgründerinnen, oder aber auch in den unteren Ebenen der Institutionen, dort, wo die alltägliche, konkrete Arbeit gemacht wird, die viele Frauen viel interessanter finden als das, was in den Führungsebenen geschieht.

Tatsächlich kann man bereits von einer „Wieder-Vermännlichung“ bestimmter gesellschaftlicher Institutionen sprechen – die heute nicht mehr ein Zeichen patriarchaler Zustände ist, sondern paradoxerweise gerade eine Folge davon, dass die Anwesenheit von Frauen in diesen Institutionen inzwischen „normal“ ist in dem Sinn, wie ich ihn oben beschrieben habe: Wir wissen, wie es da zugeht, und es gefällt uns nicht.

Es ist schwer, hier Handlungsmöglichkeiten zu finden, zumal wenn man das persönliche Begehren als Motor des politischen Handelns ernst nimmt. Mir scheint, die einzige Möglichkeit ist, daran zu arbeiten, dass es ein Vergnügen an der Politik gibt, das auch in Auseinandersetzung und in Nähe zur Macht möglich ist. Nicht so, wie viele Feministinnen davon sprechen: Dass es auch Frauen Freude bereiten kann, den Status einer hohen Position zu genießen. Sondern in dem Sinn, dass diese schwierigen Konflikte es wert sind, geführt zu werden. Sie wie ein anderes Spiel zu sehen: Das Spiel der Veränderung.

So wie es zum Beispiel bei einer politischen Freundin von mir ist, die sich beim Thema Armutspolitik engagiert und gerne Vorsitzende einer internationalen Vereinigung zur Armutsbekämpfung wäre. Sie hat schon zweimal kandidiert, aber sie wurde nicht gewählt,

weil sie den Mitgliedern zu unkonventionell ist. Normalerweise dürfte sie gar nicht weiter kandidieren, weil das nach der derzeitigen Logik der Institutionen als Schwäche gilt, etwas, das man nicht tut. Sie wird aber weiterhin kandidieren, denn sie will diese Position unbedingt haben. Nicht, weil sie so gerne Vorsitzende wäre, sondern weil sie überzeugt ist, dass sie es besser machen würde, dass sie die Richtige für diese Position ist.

Ich denke, das müsste der Weg sein: Dass die Frauen überall dort kandidieren, wo sie wirklich hin möchten – und nicht dort, wo sie im Sinne von zahlenmäßiger Präsenz „fehlen“.

Für viele Frauen in Deutschland ist eine sehr verlockende Maßnahme gegen die gleichbleibende oder wachsende männliche Überzahl derzeit die Einführung einer festen Frauenquote. Denn immerhin würde eine feste Quote diese Notwendigkeit der Vermittlung sozusagen per Zwang herstellen. Alle Parteien in Deutschland mit Ausnahme der FDP haben schon eine Quote, für die Wirtschaft wird sie offensiv gefordert.

Ich bin immer eine Gegnerin der Quote gewesen, aus Gründen, die ich hier wohl nicht ausführen muss. Aber jetzt, wo sie praktisch schon einmal da ist, kommt es wohl darauf an, das Beste daraus zu machen.

Es ist ja nicht so, dass wir noch keine Erfahrung mit diesem Instrument hätten. Die Partei der Grünen in Deutschland hat eine 50-Prozent-Quote für sämtliche Parteigremien bereits seit dreißig Jahren, und so ist auch offensichtlich, was eine Quote nicht bewirken kann: Nämlich eine Veränderung der Parteistrukturen dahingehend, dass Frauen sich an diesen Orten der institutionellen Macht ebenso wohl fühlen wie Männer. Wo immer ich mit grünen Frauen spreche, sagen sie übereinstimmend: Hätten wir keine Quote, wären auch in unserer Partei die Männer überall in der Überzahl. Unsere Bundesfamilienministerin Kristina Schröder ist, sehr zum Ärger vieler Feministinnen, gegen Quotenregelungen. Vor einiger Zeit hat sie einen interessanten Vergleich gebracht: Eine Quote sei wie Kortison, sagte sie, sie würde nicht die Krankheit heilen, sondern nur die Symptome unterdrücken. Das brachte mich auf die Idee, dass genau das aber vielleicht heute die Aufgabe einer Quote sein könnte. Wenn der Patient so krank ist, wie derzeit unsere politischen Institutionen, dann muss man vielleicht zunächst mit Kortison die Symptome zum Abklingen bringen, damit überhaupt die Chance auf eine Heilung besteht.

Allerdings kann es dabei natürlich nicht bleiben, man muss also das Bewusstsein davon wachhalten, dass eine Quote nur Symptome unterdrückt, aber das Problem nicht löst, und dass sie – ebenso wie das Kortison – gefährliche Nebenwirkungen hat. Die gefährlichste Nebenwirkung davon ist, dass sie die weibliche Differenz verschleiert (in dem Fall die Abwesenheit der Frauen von den Orten institutioneller Macht) und uns glauben machen lässt, wir wären nicht krank, die Institutionen würden funktionieren.

Die Illusion vieler politisch aktiver Frauen besteht meiner Meinung nach darin, dass sie glauben, ein höherer Frauenanteil würde automatisch zu Veränderungen führen. Das ist falsch, und die Wieder-Vermännlichung der politischen Strukturen beweist das. Wenn Frauen mit ihrem Begehren nach Politik in Machtstrukturen hineingehen, muss dieser Prozess aktiv begleitet werden.

Gemeinsam mit politischen Freundinnen, die ebenfalls dem Denken der Differenz verbunden sind, arbeiten wir schon lange an diesen Themen. Vor zwei Jahren haben wir – in diesem Fall die Redaktion des Internetforums „Beziehungweise weiterdenken“ – zu einer Konferenz eingeladen mit dem Titel „Sichtbar und einflussreich, ohne sich anzupassen“. Wir haben

Frauen aus verschiedenen Positionen und Arbeitsbereichen, innerhalb und außerhalb von Institutionen, eingeladen, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen. Hier ein Protokoll

Dabei haben wir festgestellt, dass feministisch bewusste Frauen in Machtpositionen sehr viel verändern können. Wir haben viele Beispiele dafür gesammelt – und waren selbst Beispiele dafür – wie es gelungen ist, Kulturen zu verändern, neue Praktiken zu etablieren, die Welt so zu gestalten, wie es unseren Wünschen und Vorstellungen entspricht. Und wir haben festgestellt, dass es durchaus möglich ist, die Ressourcen der Institutionen dafür einzusetzen. Dies gelingt, damit sage ich Euch hier natürlich nichts Neues, immer dann, wenn nicht die Männer oder die Statuten der Institution der Maßstab unseres Handelns sind, sondern wenn wir diesen Maßstab in Beziehungen zu anderen Frauen finden. Wobei das kein Gegensatz ist: Gerade eine Frau, die den Maßstab weiblicher Autorität kennt, kann auch den Männern oder den traditionellen Kräften innerhalb einer Institution mit Offenheit und Überzeugungskraft begegnen, sie hat gute Chancen, dort Autorität zugesprochen zu bekommen und nicht ständig auf Machtinstrumente zurückgreifen zu müssen. Aber die Institution, in der ich eine Machtposition habe, darf niemals der einzige Ort sein, an dem ich „zu Hause“ bin, so eine Formel, auf die wir das gebracht haben.

Dieser Weg hat allerdings auch Grenzen. Bei unseren Diskussionen ist uns nämlich aufgefallen, dass eines fehlt: Nachhaltigkeit. Uns ist aufgefallen, dass viele dieser Beispiele von positivem Einfluss von Frauen innerhalb von Institutionen endeten, sobald die betreffenden Frauen aus dieser Arbeit ausschieden, etwa die Stelle wechselten oder in Pension gingen. Die kulturellen, thematischen und inhaltlichen Veränderungen, die sie angestoßen hatten, überdauerten ihre Anwesenheit als Person nicht. Man hat den Eindruck, die Institution ist eine träge Masse von Schlamm, die sich durchaus von engagierten Frauen beiseite schieben und begrünen lässt. Aber sobald man ihr den Rücken kehrt, schließen sich die Schlammfluten wieder und begraben alle neuen Pflanzen unter sich.

Es ist aber notwendig, neue Praktiken auch langfristig zu verankern, sonst verändert sich die Institution nicht wirklich, und es ist wie eine Sisyphos-Arbeit, die die Frauen frustriert. Aber wie kann es gelingen, neue Praktiken zu verankern und zu einem neuen Maßstab für nachkommende Frauen werden zu lassen, wenn wir gleichzeitig die negativen Begleitumstände von Institutionen – feste Machthierarchien und so weiter – ablehnen? Das ist eine offene Frage bisher. Unabdingbar ist es aber, diese Unzufriedenheit der Frauen und dieses Dilemma, vor dem viele von ihnen stehen, zu thematisieren und in die öffentlichen Debatten hinein zu tragen.

Ein entscheidender Schritt dabei, so stellten wir fest, ist, ob es gelingt, das eigene Anliegen auch Männern zu vermitteln. Denn genau daran hapert es noch sehr – auch weil viele Männer meinen, indem sie Frauen formale Gleichberechtigung gewähren, hätte sich die Sache erledigt. Sie können sich oft gar nicht vorstellen, dass Frauen noch mehr wollen als ihnen gleichgestellt zu sein.

Das haben wir in der evangelischen Kirche erfahren, einer Institution, in der ich mich sehr gut auskenne, weil ich selbst dort arbeite, und in der sich Frauen besonders stark mit der institutionellen Macht und ihren Funktionsweisen beschäftigt haben. Eine Institution, in der Frauen sehr früh versucht haben, Veränderungen auch institutionell zu verankern.

Über dreißig Prozent der Pfarrstellen sind inzwischen von Frauen besetzt, unter den Theologiestudierenden sind fast 70 Prozent Frauen. Die Veränderungen, die es da in den letzten 30 Jahren gegeben hat, sind enorm. Neue Liturgien für den Gottesdienst wurden

erfunden, die Rede von Gott als Vater wurde problematisiert, die von der Tradition vergessenen Frauen und Theologinnen aus der Kirchengeschichte entdeckt, neue Kirchenlieder getextet, und so weiter. Dies alles nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, im Ausüben der Religion, in der Kultur, in den Riten und so weiter.

Es ist interessant, wie diese Entwicklung sich vollzogen hat: Von unten und von oben gleichzeitig nämlich. In der Kirche hat es nie eine Quote gegeben, aber das Begehren der Frauen war so stark, dass der Zugang zu Machtpositionen leicht ging.

Und trotzdem verlieren auch hier in den letzten Jahren viele Frauen die Lust, sich in den oberen Ebenen der Kirchenhierarchie weiter zu engagieren – der Anteil der Frauen in synodalen Leitungsgremien stagniert oder geht sogar zurück. Männer hingegen finden sich immer für diese Positionen.

Diese neue Abwesenheit der Frauen aus diesen Leitungsgremien ist kein Ausschluss mehr, sondern es ist ein freiwilliger Rückzug, der oft gerade mit dem Begehren begründet wird, lieber etwas anderes machen zu wollen. Und dieses „Lieber etwas anders machen“ ist heute, der Frauenbewegung sei Dank, eben auch möglich. Es gibt Frauenorte, es gibt Frauenliturgien, es gibt Frauengottesdienste, es gibt Arbeitsbereiche, in denen weibliche Autorität dominiert, während die Institution insgesamt symbolisch männlich bleibt.

Die Männer kommen nicht zu den „Frauenorten“, die Frauen meiden die „Männerorte“. Es findet keine Vermittlung statt – und Dank der aufgeteilten Orte ist die Vermittlung auch nicht mehr notwendig.

Das Problem ist nur, dass dadurch die Differenzen nicht bearbeitet, sondern nur unter den Teppich gekehrt werden. Und es entstehen regelrechte „Parallelgesellschaften“ – ein Wort, das in Deutschland normalerweise verwendet wird, um das Auseinanderdriften von „Mehrheitsgesellschaft“ und den Milieus der Zugewanderten zu beschreiben, aber ich finde, es passt besser auf das Auseinanderdriften von althergebrachten, männlich geprägten Institutionen und einer neuen „Kultur der Frauen“, die es inzwischen innerhalb derselben Institutionen gibt.

Wie weit sich diese „Parallelgesellschaften“ bereits voneinander entfernt haben, ist ans Licht gekommen, als vor fünf Jahren eine neue Bibelübersetzung erschienen ist, die so genannte „Bibel in gerechter Sprache“. Sie war direkt aus der christlichen Frauenbewegung hervorgegangen, denn je mehr die Frauen sich daran gemacht hatten, die Kirche und die alltägliche Praxis zu verändern, umso unzufriedener waren sie mit den vorhandenen Texten, und vor allem mit den klassischen Bibelübersetzungen, in denen Frauen unsichtbar waren, in denen Gott immer nur Herr oder Vater genannt wird, in denen keine Jüngerinnen und Apostelinnen vorkamen und so weiter.

Da es inzwischen genug einflussreiche Frauen in maßgeblichen Positionen der Kirche gab, starteten sie, gemeinsam mit einigen Männern, die ähnliche Anliegen hatten, das gigantische Projekt, die Bibel aufgrund der Ergebnisse der feministischen Theologie neu zu übersetzen. Im Land von Martin Luther war das natürlich auch ein symbolträchtiges Projekt. Die neue Bibelübersetzung sollte nicht nur Frauen sichtbar machen, sie sollte auch die anti-judaistischen Tendenzen der klassischen Übersetzungen ausmerzen sowie sozialwissenschaftliche Erkenntnisse einfließen lassen. Über vierzig Theologieprofessorinnen und einige Theologieprofessoren machten sich ans Werk.

Als diese neue Bibelübersetzung dann herauskam – mit einem großen Fest übrigens – zeigte sich, wie tief der Graben zwischen dem männlichen Mainstream und der „Frauenkirche“ inzwischen geworden war. Die Besprechungen in den säkularen Feuilletons waren von krassem Unverständnis geprägt, die Männer (und auch einige Frauen), die da schrieben, waren wie vor den Kopf geschlagen. Offenbar hatten sie von all den von den Frauen angestoßenen Veränderungen überhaupt nichts mitbekommen.

Erkenntnisse, die für die feministisch inspirierten Kirchenkreise längst banal waren – wie die Tatsache, dass es Apostelinnen gegeben hatte oder die Praxis, Gott auch mit weiblichen Namen wie „Mutter unser“ anzusprechen – wurden von anderen als skandalös und komplett falsch empfunden. Die Diskussionen waren erregt und angespannt, es war ein regelrechter „Clash of Cultures“, und es wurde deutlich, dass es sich bei den feministisch beeinflussten Kulturen und den klassischen Mainstreamkulturen tatsächlich um regelrechte Parallelgesellschaften handelt.

Viele Frauen waren schockiert über die feindseligen Reaktionen, aber ich habe mich gefreut, weil hier endlich einmal ein Konflikt offen ausgetragen wurde, der meiner Meinung nach sehr notwendig ausgetragen werden musste. Und zwar gerade auch auf einer institutionellen Ebene. Mit dieser Bibel haben die Frauen – und die Männer, die die Anliegen der feministischen Theologie verstanden hatten – deutlich gemacht, dass sie sowohl eine symbolische Unabhängigkeit von den überlieferten Traditionen haben, sofern diese einen verengten männlichen Blick einnehmen, dass sie sich aber gleichzeitig selbst als Teil dieser Tradition sehen und die Autorität haben, wesentliche Teile davon zu verändern und neu zu schreiben, und zwar nicht außerhalb der Institution oder in eigenen, abgeschotteten „Frauenzirkeln“, sondern im Auftrag und im Namen dieser Institution und – was in solchen Zusammenhängen auch nicht ganz unwichtig ist – auch mit dem Geld dieser Institution.

Dies ist eine Lehre, die man aus diesem Ereignis ziehen kann, wie ich glaube: Dass es sehr fruchtbar ist, öffentliche Kontroversen in Kauf zu nehmen. Also die Ressourcen und Einflussmöglichkeiten der Macht nicht nur im Konsens zu nutzen, sondern auch für Projekte einzusetzen, die die überlieferte Ordnung herausfordern und ihre weitere Gültigkeit bestreiten.

Also Konflikte ans Tageslicht bringen, in denen es nicht länger um Quoten und Gleichberechtigung geht, sondern um grundlegende Themen, die das Wesen der jeweiligen Institution betreffen: Das Recht, die Wissenschaft, die Politik, die Theologie.

In meinem Beispiel war etwa eine der größten Kontroversen im Anschluss an die Bibel in gerechter Sprache das Wort „Herr“ für Gott, das die meisten Frauen schon lange nicht mehr verwenden, vielen Männern (und auch einigen Frauen) aber sehr wichtig ist. Auch vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus, in dem die Betonung „Gott allein ist unser Herr“ (und nicht Adolf Hitler) eine wichtige Rolle im kirchlichen Widerstand spielte. Den meisten Frauen – und mir auch – ist diese Geschichte aber nicht Grund genug, weiter an dem Wort „Herr“ festzuhalten, sie finden es unangemessen, Gott mit demselben Wort zu bezeichnen wie Herrn Schmidt oder Herrn Maier aus der Nachbarschaft. Die Verwechslung des Göttlichen und des Männlichen ist die größte Gefahr, finden wir.

Eine der genialsten Ideen der Bibel in gerechter Sprache – die meiner Ansicht nach im Übrigen durchaus auch problematische Seiten hat – ist, dass dem Wort „Herr“ (also adonai, was in der Bibel selbst schon ein Wort ist, das man benutzt, weil man den Namen Gottes nicht aussprechen darf) verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten zur Seite gestellt werden: Einfach Gott, oder auch die Ewige, der Lebendige und so weiter. In jedem Kapitel hat die jeweilige

Übersetzerin oder der jeweilige Übersetzer sich für einen durchgehenden Begriff entschieden, aber die Stellen sind farbig markiert, sodass man beim Lesen jeweils selbst wählen kann, in welchem Wort man Gott benennen möchte.

Vielen ist das jedoch ein Dorn im Auge, weil sie durch den Verzicht auf den „Herren-Gott“ eine Verweichlichung des christlichen Anliegens befürchten. Der Theologieprofessor Friedrich Wilhelm Graf hat als einer der ersten vor der Gefahr einer „Feminisierung“ der Kirche gewarnt. Die Kirche verliere an Autorität, so seine Befürchtung, sie werde in den Händen der Frauen eine „Kuschelkirche“, sie provoziere die Gesellschaft nicht mehr durch klare, ethische und politische Analysen, sondern es gehe ihr nur noch um das „Wohlfühlen“ und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das hängt ganz eindeutig damit zusammen, dass es den Frauen eben nicht nur um eine „gleichberechtigte“ Mitwirkung in der Kirche geht, sondern darum, ihre grundsätzlichen Prinzipien – in dem Fall die Bedeutung von Gott und unser Verständnis von ihr – zu verändern und aus den Fängen einer männlichen symbolischen Ordnung zu befreien. Zumindest an dieser Stelle ist es gelungen, diesen Konflikt öffentlich zu machen und sich nicht darum herum zu mogeln, und daher ist diese Bibel in gerechter Sprache für mich ein positives Beispiel, von dem man sich vielleicht auch in anderen Bereichen inspirieren lassen kann.

Zumal der Einwand gegen die „feminisierte Kuschelkirche“ in eine ähnliche Richtung geht wie viele Kommentare zu der Veränderung, die die Anwesenheit von Frauen im politischen Raum gebracht hat, auch wenn das dort nicht so klar ausgesprochen wird. Einer der wichtigsten Einwände gegen den politischen Einfluss von Frauen ist nämlich, dass sie nicht mehr von objektiven Sachfragen ausgehen würden, sondern „Befindlichkeiten“ ausleben. Dass sie von ihren persönlichen Vorlieben und Lebensumständen ausgehend die harten Fakten verdrehen und dass das gefährlich sei für den Zustand der Gesellschaft. Ja, genau, das tun sie, nur dass ich es anders beschreiben würde: Frauen sind Prinzipien und Dogmen weniger wichtig als das, was in einer konkreten Situation notwendig oder das Beste ist. Eine Gefahr droht bei so einer Vorliebe nur dann, wenn dieses „notwendig oder das Beste“ als Egoismus verstanden wird. Männer haben die Versuchung, die Macht für egoistische Zwecke und persönliche Vorlieben zu missbrauchen, durch Prinzipien und „Sachlichkeit“ gebannt. Allerdings behindert diese Prinzipientreue und nüchterne Sachlichkeit in vielen Situationen, das zu tun, was notwendig ist. Dies ist ein Punkt, der vielen Frauen, die in Institutionen arbeiten, Unbehagen bereitet, und es liegt ihnen viel daran, den Maßstab dessen „was richtig ist“, wieder einzuführen. Diese fehlende „Prinzipientreue“ der Frauen wird ihnen oft als Schwäche ausgelegt, jedenfalls rankt sich darum meiner Ansicht nach einer der wesentlichen Konflikte in diesem Zusammenhang.

Aber ich möchte an dieser Stelle keine Prophezeiungen für die Zukunft abgeben, denn das ist nicht möglich. Ich glaube jedoch, dass die weitere Entwicklung ganz wesentlich davon abhängen wird, ob es uns gelingt, inhaltliche Konflikte offen zum Thema zu machen und symbolische wie reale Praktiken zu erfinden, die hier die Konfrontation nicht scheuen.

Was ich zum Schluss nur noch betonen möchte: An dieser Arbeit können sich Frauen von vielen Orten aus beteiligen: Diejenigen, die außerhalb von Institutionen stehen ebenso wie die, die innerhalb stehen. Es gibt keine besseren und schlechteren Orte, Politik zu machen, wie Fulvia Bandoli in ihrem Beitrag zu dem Diotima-Buch „Macht und Politik sind nicht dasselbe“ schreibt. Es ist gut, dass manche Frauen sich außerhalb, andere aber innerhalb der institutionellen Macht engagieren möchten, und der Streit darum, was besser ist, ist überflüssig.

Denn beide können sich gegenseitig unterstützen – eben indem sie öffentlich darüber sprechen, welche Erfahrungen sie mit dem einen oder anderen Weg machen. Eine solche Debatte würde den Frauen, die Machtpositionen innehaben, zwar nicht die unmittelbare Vermittlungsarbeit erleichtern, aber sie würde ihr Handeln in einen größeren Kontext stellen und ihm eine andere Bedeutung zusprechen. Vielleicht wären sie dann nicht mehr so oft frustriert, vielleicht würde das Engagement dort wieder mehr Reiz bekommen auch für diejenigen, die Macht und männlich geprägter Institutionenpolitik grundsätzlich skeptisch gegenüber stehen.

Jenseits der Empörung

Von [Dorothee Markert](#)

Nach einer längeren Pause kommt nun die Zusammenfassung des 6. Kapitels des Diotima-Buchs *Das Fest ist hier*. Gemma del Olmo Campillo und Tania Rodríguez Manglano, zwei Frauen aus der Bewegung junger Menschen, die am 15. Mai 2011 mit der Belagerung der Puerta del Sol in Madrid begann, erzählen von ihren Erfahrungen bei diesem „Fest“. Sie schrieben keinen gemeinsamen Text, da ihnen unterschiedliche Schwerpunkte wichtig waren, diskutierten aber vor der Veröffentlichung miteinander über ihre Texte.

Von junger, frecher, kreativer Festlichkeit zur Ernsthaftigkeit älterer Männer

Gemma del Omo Campillo will versuchen, den Geist dieser Bewegung nicht zu verraten, ist aber sicher, dass ihr das nicht gelingen wird. Denn es ist schwierig, ihrer grundlegenden Vielfalt gerecht zu werden und die in ihr spürbare Sehnsucht sichtbar zu machen, in einer menschlicheren, gerechteren und glücklicheren Welt zu leben. Gemma ist nach wie vor sehr überrascht, wie groß die Bewegung geworden ist, denn es sei vor dem 15. Oktober 2011 undenkbar gewesen, dass in mehr als 900 Städten in 82 verschiedenen Ländern ähnliche Demonstrationen stattfinden würden.

Am wichtigsten an der Bewegung war und ist für Gemma ihre festliche und friedliche Atmosphäre. Nach einer Demonstration, die weder von den Gewerkschaften noch von den Parteien organisiert worden war, sondern über soziale Netzwerke und Mobiltelefone, besetzten viele junge Leute bis zum Alter von etwa 35 Jahren den Platz Puerta del Sol. Sie protestierten gegen die Untätigkeit und Korruption einer politischen Klasse, die durch ihre Gier nach Bereicherung die ökonomische Krise verursacht hatte, welche so viele Schwierigkeiten für die Menschen mit sich brachte, vor allem wenn sie erstmals in ihrem Leben nach einer Anstellung suchten.

Gemma unterstreicht die festliche und friedliche Stimmung auch deshalb, weil sie den Ursprung dieser Bewegung in etwas anderem sieht als in der Empörung, zu der ja auch die Wut gehört. In den Aktionen des 15. Mai, also zu Beginn der Bewegung, habe sie keine Wut wahrgenommen. Wut und Zorn hätten sie nämlich hinter sich gelassen, da sie nichts mehr von den politischen Parteien erhofften, jedenfalls nichts Gutes. Die politische Klasse des spanischen Staates hatte jahrelang die Grenzen des Erträglichen überschritten, und was vor Jahren Ärger und Wut erzeugt hatte, verwandelte sich zunächst in Verweigerung und Distanzierung, in Entmutigung und Vertrauensverlust, bis diese Gefühle schließlich Raum ließen für Lachen und Kreativität. Der Zorn löste sich also auf in Gelächter, Frechheit und Respektlosigkeit. Die Versammlungen, Umzüge und Begegnungen waren davon geprägt, sie waren überraschend friedlich, festlich und gleichzeitig ein bisschen verrückt.

Von dieser Aufbruchsstimmung und der Bereitschaft, etwas Neues zu wagen, war in den Medien nichts zu erfahren. Diese brachten die Bewegung in einen Zusammenhang zu dem Buch von Stephane Hessel *Empört euch!* und bezeichneten sie als „Los indignados“, „die Empörten“, obwohl ihre Praktiken in eine ganz andere Richtung gingen als Hessels Vorschläge. Es gab zwar auch innerhalb der Bewegung Menschen, die diese Bezeichnung akzeptierten. Gemma findet sie nicht adäquat, da die Bewegung, die sie selbst einfach *15-M* nach ihrem Beginn am 15. Mai nannten, eben nicht in erster Linie eine Kampf- und Widerstandsbewegung war, sondern friedlich und achtsam. Auch ist der Begriff „indignados“ weit entfernt von der inklusiven Sprache, die bei der Belagerung und in den Versammlungen gebraucht wurde, wo das generische Maskulinum nicht verwendet und oft generell in weiblichen Formen gesprochen wurde.

Der am häufigsten wiederholte Slogan war „Ihr repräsentiert uns nicht“, womit ausgedrückt wurde, dass die politischen Parteien das unmenschliche System, das die BürgerInnen schlecht behandelt, selbst hervorgebracht hatten und aufrechterhielten, weil sie nur ihre eigenen Interessen verfolgten. Das Ergebnis langer Debatten in den Versammlungen war dann auch, dass dieses System nichts taugt und ersetzt werden muss.

Viele Medien verlangten nach Führern, damit die Bewegung eine Chance auf Erfolg haben würde, doch die Antwort war immer, dass sie keine Führer wolle. Das war von Anfang an ein ganz wichtiger Punkt: Die Logik der Führerschaft enthält in sich den Keim zur Korruption des Systems. Ob sie damit Erfolg haben würde oder nicht, setzte *15-M* auf Führerlosigkeit, offene Versammlungen, Horizontalität, Differenz, Inklusion und Kooperation. Dass eine andere Organisation möglich ist, hat die Bewegung während der Belagerung bewiesen.

Die Platzbesetzung dauerte einen Monat, und da sie nicht ewig fortgesetzt werden konnte, wurden die Aktionen, Versammlungen, Demonstrationen und Kommissionsbildungen in die Stadtviertel verlagert, wo sich die Bewegung dann auch weiter ausbreitete. Der Druck der Bürgerschaft auf die politische Klasse sei auch jetzt noch stark, meint die Autorin.

Die Präsenz der Frauen war innerhalb der Bewegung immer sehr sichtbar. Wenn Frauen öffentlich sprachen, zitterten ihnen manchmal die Knie und sie mussten sich hinsetzen, behielten aber das Mikrofon in der Hand und sprachen weiter. In Spanien fällt es Menschen besonders schwer, das Wort zu ergreifen, da es dort nicht wie in Italien eine starke mündliche Tradition gibt, beispielsweise sind alle Prüfungen schriftlich, öffentliches Sprechen ist ungewohnt.

Gemma meint, beim Übergang zur Arbeit in den Wohnvierteln habe die Präsenz der Frauen abgenommen und auch die inklusive Sprache sei mehr und mehr verlorengegangen. Zu Beginn von *15-M* gab es ein starkes Bemühen, Frauen nicht auszuschließen. Viele Männer und Frauen verstanden diese Sorge um eine adäquate Sprache zunächst nicht. Doch es gab viele Workshops, in denen ihre Bedeutung erklärt wurde: Es sei eine Frage des Respekts. Denn über Respekt wurde während der Belagerung ständig gesprochen. Es schien schließlich auch Einigkeit darüber zu bestehen: Die Männer wollten die Frauen nicht ausschließen und die Frauen wollten nicht ausgeschlossen werden. Die Einsicht nahm zu, dass auf die Sprache geachtet werden muss, da sie die Art der Interpretation der Welt widerspiegelt, einer Welt, in der auch wir Frauen präsent sind.

Als die Bewegung sich in die Stadtviertel verlagerte, wurde weniger auf inklusive Sprache geachtet. Das fiel damit zusammen, dass auch die allgemeine Stimmung nun ernster und weniger festlich war und dass weniger Menschen unter 35 teilnahmen und auch weniger

Frauen. Die Bewegung war also ernsthafter geworden, und diese Ernsthaftigkeit ist eher Sache der Männer. In dem Maße, wie die Bewegung sich darum bemühte, auf die Politik der Parteien Einfluss zu nehmen, wurden die Räume immer mehr von Männern über 35 ausgefüllt. Dazu kamen die Sparmaßnahmen der Regierung, die zunehmende Arbeitslosigkeit und die ständige Unsicherheit, die Wut und Anspannung erzeugten. Von da an änderte die Bewegung ihre Strategie und bezog sich mehr und mehr auf die politische Klasse in einer deutlich defensiven Haltung. Bis dahin war die Bewegung dadurch charakterisiert gewesen, dass sie weder auf deren Beleidigungen und Übergriffe noch auf Drohungen reagierte, ihrer Kritik und der der Medien den Rücken zuwandte und das umsetzte, was innerhalb der Bewegung gedacht und diskutiert worden war. Sie behielt ihren eigenen Rhythmus und ihre eigenen Praktiken bei und ließ sich nicht von dem abbringen, worauf sie gesetzt hatte. Und einer der zentralen Punkte war, dem Weiblichen Raum zu geben.

Es stimmt natürlich, dass es in der Bewegung sehr unterschiedliche Einstellungen gab und dass es sehr schwierig war, sie unter einen Hut zu bringen. Aber vielleicht liegt der Reichtum eher in den Nichtübereinstimmungen und Widersprüchen als in einer vorgespiegelten Einigkeit, die in Wirklichkeit etwas verbirgt und unterdrückt, anstatt wirkliche Freiheit anzustreben. Zum Beispiel wurde einmal ein Schild mit der Aufschrift „Die Revolution wird feministisch sein oder sie wird nicht sein“ von einem Jungen heruntergerissen, der anschließend wie ein Gorilla gegen seine Brust trommelte und viel Beifall für diese Aktion bekam. Daraufhin wurden Workshops eingerichtet, in denen erklärt wurde, was Feminismus ist, denn dieses Wort reißt immer wieder Wunden auf und bringt Konflikte hervor. Eine Einheitlichkeit innerhalb von Bewegungen, wie wir sie aus dem 20. Jahrhundert kennen, ist heute nicht mehr möglich, sie ist eine Illusion und führt zu Dingen, die im Endeffekt kein Glück für die Bürgerschaft mit sich bringen.

Wichtig ist noch, dass das Setzen auf Kommunikation und Transparenz zwei Konstanten der Bewegung waren. Beispielsweise wurden die Versammlungen in Echtzeit im Internet übertragen, während die traditionellen Medien eher ausgebootet wurden. In vielen Institutionen wird ja heute auch so getan, als setze man auf Transparenz, doch es gibt dort immer auch legale Tricks, die dunkle Punkte und Betrugereien verschleiern helfen.

Überall waren Frauen und verschiedene feministische Kommissionen präsent, um die Aspekte zu bewahren, die Frauen am meisten interessieren: Dass nicht vergessen wird, die Präsenz von Frauen sichtbar zu machen, dass Menschen und nicht Ideologien ins Zentrum gestellt werden, dass nicht vergessen wird, dass die Bewegung pazifistisch, nicht ausschließend und vielfältig ist, dass all das vermieden wird, was andere Menschen versteckt und abwertet. Außerdem das Achten auf die Umwelt, die Schaffung einer lebenswerteren Stadt, das Respektieren von Differenz, das Schaffen von Unterstützungsnetzen. Das sind alles Themen, für die Frauen großes Interesse gezeigt haben. Und es sind auch die Kernpunkte der Bewegung.

Gegenüber der Anfangszeit hat sich die Bewegung verändert und Gemma Olmo Campillo bleibt auch nach dem Gespräch mit Tania Rodríguez Manglano bei ihrer Kritik daran. Verloren gingen die sichtbare Präsenz der Frauen, die festliche Stimmung und die Energie und Intelligenz der jungen Leute. Den Geist des Anfangs nicht ganz zu verlieren, ist eine große Herausforderung. Die entscheidende Frage ist, ob aus der Bewegung schließlich ein weiterer Männerort wird, der für Gemma dann keinen Sinn mehr macht, oder ein Ort, an dem Frauen und Männer ein fruchtbares Zusammenleben gestalten können mit Raum für Erfindungen und Experimente und einer Welt, in der ein besseres Leben möglich ist.

Mit Geduld und Respekt die politische Kultur verändern

Tania Rodríguez Manglano will die gegenwärtige Revolution nicht aus der Perspektive der Fehler und Irrtümer betrachten, die in ihr auftauchen – sie ist ja selbst ein Teil des gegenwärtigen Prozesses –, sondern will das Überraschende daran hervorheben sowie die weite Öffnung, die sie dadurch bewirkt, dass sie eine neue politische Kultur hervorbringt. Tania erinnert sich an viel Musik, Farben, an Sinn für Humor und an viele glückliche Gesichter. Männer und Frauen schauten einander verblüfft an. Ein Ereignis bzw. eine Reihe von Ereignissen, die ein solches Glückliche hervorbrachten, kennt die Autorin sonst nur aus der Erfahrung, wenn Worte mit den Dingen zusammenfallen.

Sie war überrascht, dass durch die Internetkommunikation so viele Menschen zusammenkamen und viele verschiedene Spruchbänder mitbrachten, z.B. „Stolze Mütter, über diese Jugend, die kämpft“; „Wir sind nicht gegen das System, das System ist gegen uns“; „Entschuldigung, hier gibt es keinen Führer, der uns zum Sieg führt“. Sie hatte das Gefühl, dass hier etwas Neues begann, das mit Würde, Gemeinschaft und Differenz zu tun hatte.

Die Kraft und Weisheit dieser Bewegung entstand nicht aus einer spontanen „Empörung“ heraus, sondern aus dem Handeln vieler Frauen und Männer, die in ganz unterschiedlichen Zusammenschlüssen schon einige Monate vorher damit begonnen hatten, die Wut in kreative statt in gewalttätige Aktionen umzuwandeln. Es ist wichtig zu wissen, dass all das nicht aus dem Nichts entstand. Hinter der Bewegung standen der Wille und die Arbeit von vielen jungen und auch weniger jungen Leuten, von vielen unterschiedlichen, aber ganz konkreten Personen. Und die von ihnen ausgestreuten Samen konnten keimen, weil fruchtbare Erde da war. Die Spuren ihrer Arbeit sind in dem, was in der Bewegung gesprochen und getan wurde, deutlich zu erkennen: Spuren von vielen verschiedenen und gegensätzlichen Reflexionen über den Kapitalismus, von der Arbeit vieler Gruppierungen im Laufe der Geschichte, von der Zärtlichkeit und Fürsorge vieler Mütter in vielen Familien, von Erfahrungen mit Gewaltlosigkeit an verschiedenen Orten des Planeten, vom Einfluss des Feminismus, der bewirkte, dass so viele Frauen auf ihren eigenen Füßen mitten auf den Plätzen standen, von dem, was in vielen Gruppen getan wurde, damit die Gewalt in der Stadt in den vergangenen Monaten abnahm, von dem, was auf den Plätzen in Tunesien und Ägypten geschah, vom Widerstand des isländischen Volkes. Es war auch noch ein Echo von der Massenbewegung gegen den Krieg 2003 zu spüren.

Für Tania ist die Stärke dieser Bewegung eher etwas Qualitatives als etwas Quantitatives. Ihre wirkliche Kraft hat sie auf der Ebene des Symbolischen. Die Plätze sind von nun an erfüllt von Werten wie Geduld, Respekt, Lernen, Phantasie und Gemeinschaft. Hier entstand Luft zum Atmen und ein Lächeln blieb zurück. Erkannt wurde die Bedeutung der Sprache und es entstand eine neue Faszination für die Politik der Straßen und Plätze.

Auch wenn viele Frauen an der Bewegung teilnahmen, vor allem im Alter zwischen 20 und 40 Jahren, geht nicht alles, was gut daran war, auf die Frauen zurück. Viele waren überrascht, dass sich bestimmte Praktiken aus der Frauenbewegung längst auch anderswo eingebürgert und verbreitet hatten. Das gilt für die tiefgehende Kritik an der repräsentativen Demokratie, an der Repräsentanz, für die Bevorzugung von Konsensentscheidungen gegenüber Mehrheitsentscheidungen, für das Zurückgreifen auf den gesunden Menschenverstand statt auf Expertenmeinungen, für ein entwickeltes soziales Bewusstsein, für die Wichtigkeit, aus dichotomen Denkstrukturen auszusteigen und sich nicht vom Dogmatismus einfangen zu lassen, für den Respekt vor der Einzigartigkeit und Verschiedenheit der Menschen, für das Sprechen in erster Person und dem Folgen des eigenen Begehrens und für den Wunsch nach einer Welt mit anderen politischen Praktiken und anderen Seinsweisen. In den

Versammlungen gab es vor allem mehr Geduld und Respekt als in anderen politischen Zusammenhängen.

Die Bewegung war ein Einschnitt, der eine Bresche in die überholte Art und Weise, wie in der Linken Politik gemacht wurde, geschlagen hat. Die Aktionen werden nicht von AktivistInnen geplant, entschieden und angeführt, sondern von Personen, von denen die meisten noch gar keine Gruppenerfahrungen haben. Sie schöpfen ihre Kraft nicht aus einem Programm oder einer Ideologie, sondern aus dem Empfinden und Eingebundensein in erster Person in das, was geschieht. Die Ungerechtigkeiten und die Wirklichkeit berühren uns und die Revolution geht durch den Körper. Wir wollen nicht diese Welt zerstören, um eine neue zu bauen, sondern wollen die einzige Welt, die es gibt, neu gestalten, indem wir die Männer und Frauen in ihre Schranken weisen, die sich gegen die Menschlichkeit wenden und die Menschheit gefährden.

Diese Kraft wird neutralisiert, wenn der Bewegung eine Identität zugesprochen wird. Die politischen Parteien und die Medien drängen darauf, einen „richtigen Gesprächspartner“ aus der Bewegung zu bekommen mit seinen Vorschlägen, Programmen und Alternativen. Die Strategie des *15. Mai* war jedoch, aus den Machtspielen auszusteigen, um nicht regierbar zu sein.

Der Übergang von der Explosion, Emotion und Katharsis der *Puerta del Sol* zur politischen Arbeit in den Wohnvierteln ist der Punkt, auf den es ankommt, damit ein lebendiges Band zu den Menschen aufrechterhalten bleibt, die an der Mobilisierung teilgenommen haben. Hier geht es nicht um die Utopie, eine neue Welt zu bauen. Es ist die Einladung an die eine und den anderen, die man meistens noch nicht kennt, mitzumachen und Veränderungen zu bewirken. Diese Arbeit ist gleichzeitig einfach und politisch, beispielsweise den Platz zu verschönern oder dazubleiben, um ihn sauberzumachen, Komitees zu bilden, die nach bestimmten Wünschen und Notwendigkeiten zusammenfinden. Es ist kein Zufall, dass ganz verschiedene Frauen, die mit der Frauenbewegung noch nichts zu tun hatten, ähnliche Vorstellungen darüber hatten, was es bedeutet, die Wohnviertel mit Leben zu erfüllen: Es bedeutet, Beziehungen zu haben und zu pflegen, was ja deshalb wichtig ist, weil die Versammlungen die politischen Beziehungen sind, die aus zwei und zwei und drei und drei entstehen, weil wir so ein Netz von Beziehungen weben. Und das ist es, wodurch eine Stadt sichtbar wird.

Nicht mehr Dieselbe. Sich verändern in einer politischen Bewegung

Von [Dorothee Markert](#)

Valeria Mercandino nahm an der von SchülerInnen und StudentInnen ausgehenden Bewegung teil, die 2008 in Rom in einer riesigen Demonstration gegen das System Berlusconi gipfelte. Valeria hat sich erst in dieser Bewegung, der „Onda“, politisiert. Wie für viele andere war es auch für sie die erste politische Erfahrung und der Anfang einer Entwicklung.

In dieser Zeit begannen Diskussionen über das „bene comune“, das Gemeinwohl. Die Autorin und ihre Mitstudierenden begriffen damals, wie heimtückisch die institutionelle Politik ist. Denn es war ein einziges Finanzgesetz, durch das sich sowohl die Universitätsausbildung als auch die öffentliche Wasserversorgung verschlechtern sollte. Obwohl als Ziele dieser Gesetzesreform Vereinfachung, Wettbewerb, Finanzstabilität und Steuerausgleich genannt wurden, ging es doch letztlich darum, dass der Staat wirtschaftliche Interessen vorantrieb. Die

Wirtschaftsentwicklung zeigte sich für die studentischen Gruppen als einziges Interesse der institutionellen Politik. Die Ablehnung dieses staatlichen Systems war der ursprüngliche Antrieb ihrer Initiative.

Doch die Aktionen waren nicht einfach nur Widerstand. Es ging nicht in erster Linie darum, den bedrohten Status zu verteidigen, sondern es gab einen starken Antrieb, die Gelegenheit zu nutzen, um etwas Neues vorzuschlagen und zu etablieren. Im Gespräch über das „Gemeinwohl“ gewann dieses Vorhaben Gestalt. Die jungen Leute wollten nicht nur auf die Privatisierungen und die immer stärkere Monetarisierung des Bildungswesens reagieren, sondern über andere Möglichkeiten nachdenken, wie die öffentlichen Dinge organisiert werden könnten.

In den Diskussionen wurde der Begriff „Gemeinwohl“ zunächst einmal differenziert. Es kam zu der Unterscheidung zwischen staatlich Öffentlichem, nichtstaatlich Öffentlichem und Privatem, wobei jeweils wiederum zwischen Materiellem und Nicht-Materiellem unterschieden werden musste. Schließlich wurde klar, dass es sinnvoller war, von Gemeingütern zu sprechen. Von Federica Giardini und Anna Simone übernahmen die Studierenden die Sichtweise, dass Gemeingüter immer einem komplexen politischen Prozess von Missbrauch, Verlust, Wiederaneignung und Rückgabe unterliegen. Es geht also nicht um eine Verteidigung dieser Güter, sondern um eine Wieder-Aneignung in einer neuen Qualität. Von diesem Gedanken aus machte die Autorin zusammen mit anderen viele Erfahrungen, als sie damit experimentierten, Praktiken der Wieder-Aneignung und der Selbstregierung zu entwickeln. Diese Wieder-Aneignung sollte der Weg sein, die bisherige Ordnung umzukehren. Ausgehend von der Wahrnehmung, wie leer unser Leben unter dem wirtschaftlichen Paradigma wird, unter dem der Satz gilt, „Was du nicht mit Geld bezahlen kannst, musst du mit dem Leben bezahlen“, wollte die Autorin dazu beitragen, diesen Satz umzuschreiben, eine Erzählung zu gestalten, in der das, was nicht mit Geld bezahlt werden kann, uns durch das Leben zurückgegeben wird, in einem Prozess der Wiederaneignung der dafür notwendigen Ressourcen. Die Praktiken dazu waren beispielsweise Universitätsseminare über politisch wichtige Themen, die Studierende und ProfessorInnen auf städtischen Plätzen abhielten, Fakultätsbesetzungen, Theateraufführungen und die Übernahme von verlassenem Orten in der Stadt, die illegitimerweise der Nutzung durch die Öffentlichkeit entzogen worden waren.

Das politische Leben der Autorin, das erst vier Jahre gedauert hat, hat natürlich tiefere Wurzeln. Eine der Grundlagen ist sicher die Begegnung mit der Politik der Frauen, für Valeria Mercandino in der Person Federica Giardinis. Durch die Kontinuität zwischen Frauenpolitik und gemischter Politik, die Valeria praktiziert, wird offensichtlich, dass beide Politikbereiche mehr im Gespräch miteinander sind, als man glaubt. Die Praktiken aus der Politik der Frauen sind in die männliche Politik eingegangen, zumindest wurde über sie nachgedacht. So steht in der heutigen gemischten Politik die Erfahrung im Mittelpunkt, sowohl als Ausgangspunkt eigenen Sprechens als auch als Brille, durch die die Welt, die Politik und verschiedene Entwicklungen interpretiert werden. Die Erfahrung spielt auch in den Politikformen eine große Rolle. Vor allem in kleinen Gruppen gibt es ein starkes Bemühen, Erfahrung in Worte zu fassen – das Stückchen Leben, das die Politik in Gang bringt. Bedürfnisse und Begehren sowie die aufgedeckten Ungerechtigkeiten sind in dieser Politik nicht bereits in einen schon vorher festgefügteten Denkraum eingeordnet, sondern führen zu einem starken Spannungsverhältnis, das nach einer Praxis ruft, die wirkliche Veränderung hervorbringt.

Viele Frauen und Männer merken, wie viel Gewinn es ihnen bringt, wenn sie an solchen Bewusstwerdungsprozessen teilhaben. Es ist daher wichtig, ihnen auch den Zugang zum politischen Handeln zu erleichtern. Dazu gehört eine öffentliche Sprache, die zu allen Frauen und Männern spricht, aber nicht an ihrer Stelle und in ihrem Namen.

Auch im politischen Handeln selbst spielt die Erfahrung eine Rolle. Das Ziel der in dieser Bewegung praktizierten Politik liegt ja nicht außerhalb der dafür eingesetzten Formen, sondern hat seinen Ort in den Entscheidungen und in den gelebten Beziehungen selbst. Politik in diesem Sinne kann also nicht zu einem Beruf werden, nicht zu etwas, was außerhalb von uns liegt und über das wir verfügen können: Politische Entscheidungen gründen in persönlichen Entscheidungen und gewinnen so ihre Kraft aus der Verbindung von Politik und Leben.

Von zentraler Bedeutung ist für die Autorin daher die Auseinandersetzung mit der Kehrseite des Diskurses über die Allgemeingüter: Wenn wir uns gegen die Zentralität der Wirtschaft wenden und dies nicht nur in theoretischen Diskursen tun, sondern auch auf uns selbst anwenden, impliziert das die totale Revision eigener Prioritätensetzung. Wenn wir die Stärke vermindern wollen, mit der die Wirtschaft uns unter Druck setzt, müssen wir dafür sorgen, dass gemeinsam für das Leben jedes einzelnen Menschen Sorge getragen wird und dass wir persönlich Verantwortung für das gemeinsame Leben übernehmen. Das bedeutet, mit Sozialräumen zu experimentieren, die das Teilen in den Mittelpunkt stellen. Dann kann durch die miteinander verwobenen Beziehungen ein Netz geschaffen werden, das den Mangel auffangen und Möglichkeiten und Initiativen entstehen lassen kann, für die sonst Geld erforderlich gewesen wäre.

Neu geklärt werden muss dafür die Frage, was persönlich und was politisch ist. Da die Politik der Bewegung sich so sehr auf die Beziehungen und das Leben der Einzelnen konzentriert, können wir statt von Allgemeingütern auch einfach vom Gemeinsamen, von der Gemeinsamkeit sprechen, die aufgebaut werden soll. Denn sie ist die Voraussetzung, damit Allgemeingüter geschaffen werden können. Statt von Allgemeingütern (commons) sollte eher von einem Zu-etwas-Gemeinsamem-Machen (commoning) gesprochen werden, wie Giardini und Simone es vorschlagen.

Für Frauen, die in feministischer Politik aktiv sind oder waren, ist der Bezug zur gemischten Politik schwierig. Zum einen fällt es, wie Zamboni, Giardini und Schrupp betonen, oft schwer, die eingetretenen Veränderungen anzuerkennen. Lia Cigarini sagt im Hinblick auf die Frauen vom Ende der 1980er Jahre an, dass es für sie dringlich geworden sei, sich an „Orte der Notwendigkeit“ zu begeben. Sie gehen dorthin im Einklang mit ihrem eigenen Begehren, doch es sind gemischte und daher schwierige Orte, an denen vielleicht die Veränderungen der Frauen und die zwischen Frauen noch nicht einmal im Ansatz wahrgenommen werden. Frauen erleben in der gemischten Politik immer wieder auch Scheitern und Frustration. Lia Cigarini zufolge ist das kein Grund, sie aufzugeben, jedoch ist es notwendig, nach Wegen zu suchen, wie die Politik der Frauen in diesen neuen Situationen Fuß fassen und gleichzeitig durch sie bereichert und verändert werden kann. Valeria Mercandino stimmt Chiara Zambonis Beobachtung zu, dass die jungen Leute diese Herausforderung nicht vermeiden, sie vielmehr suchen, dass sie darin aber oft ziemlich verloren sind. Hier liege, so die Autorin, noch viel Arbeit vor uns. Auch in den Beziehungen unter Frauen sei noch Vieles im Argen, obwohl es dort doch schon mehr Bewusstsein gebe.

Valeria Mercandino hat von ihrer Teilnahme an der Politik der „Onda“ sehr profitiert. Zu einer anderen Selbstwahrnehmung habe es sie geführt, sich mit all den Problemen und

Unterschieden auseinanderzusetzen und die eigene Stärke zu spüren, wenn sie in Situationen völliger Orientierungslosigkeit auf die Probe gestellt wird und etwas erfunden werden muss, was einem das Dableiben ermöglicht. Dies erlebte die Autorin besonders eindrücklich bei der Großdemonstration am 14. Dezember 2010 in Rom. Angesichts der Gewalt, die von Seiten der Demonstrierenden und der Ordnungskräfte bei dieser Demonstration zu erwarten war, diskutierte sie mit anderen Studentinnen während der Fakultätsbesetzung einige Tage vorher, ob sie überhaupt teilnehmen sollten. Nachdem der starke Wunsch zur Teilnahme, aber auch Zweifel, Angst und Unentschiedenheit viel Raum bekommen hatten, erfanden die Frauen eine Möglichkeit, wie sie gemeinsam auf den Platz hinunter gehen konnten: Sie bildeten einen Block, der nur aus Frauen bestand, was auch im Demonstrationzug sichtbar und spürbar werden sollte. Nicht ihre männlichen Mitstreiter oder männliche Führer sollten über die Körper der Frauen verfügen und für sie entscheiden. Die Erfahrung der körperlichen Teilnahme, des Sich-gegenseitig-Verteidigens, bewirkte etwas, das durch Miteinander-Reden nicht erreicht und auch nicht durch Worte vermittelt werden kann. Die am eigenen Körper erfahrene Politik ist anstrengend. Es ist dabei nicht möglich, die Verwirrung, Erschöpfung und nicht selten die Traurigkeit und Trostlosigkeit von sich wegzuhalten. Solche Momente verändern uns aber tiefgehend, auch wenn die Worte, die uns helfen können, das zu verstehen, erst viel später auftauchen. Durch ein Gefühl, das gleichzeitig klar und völlig unerklärbar war, merkte die Autorin, dass sie von einem Moment zum andern nicht mehr Dieselbe war.